

Das Werk



Lichtbild: Debus.

Einweihung der „Ernst-Poensgen-Kampfbahn“ in Düsseldorf.

Blick von der Tribüne des neuen Heims des Sportvereins „Stahlunion-DeB. 04“.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVII. Jahrg.

Düsseldorf



November 1937

Heft 11

„Das Werk“ im Jahrespiegel 1937

der auslandsdeutschen Tagespresse.

Neuyorker Staatszeitung und Herald.

Aus dem schaffenden Leben schöpft die Monatszeitschrift der Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft in Düsseldorf „Das Werk“. Die Arbeitskraft des Menschen, das Werk seiner Hände erfaßt sie in der Unmittelbarkeit ihres täglichen Ablaufs, in der Gewalt ihres steten Vorwärtsdrängens, in der Monumentalität ihrer Geschichte. Doch nicht das Werk allein ist herausgelöst und als Sonderthema betrachtet; gerade damit gewinnt die Zeitschrift ihre Wirksamkeit, daß sie die vielfachen Beziehungen und Bindungen erhält, die das Leben eingehet. Menschenwerk in der Landschaft: Wie schwingt da eine Brücke in kühnem Bogen von Abhang zu Abhang, wie lagert sich breit ein sicheres Rund, die Stadt in die Weiten der Flur, Türme strecken sich trugig und stark, Kirchen wachsen auf, durch das köstliche Rankenwerk der schmiedeeisernen Pforte blüht der Garten. Da sind die Burgen, die Schlösser eingebettet in die Landschaft, da fließen die Straßen gleich Strömen durch das Tal, Verkehrslinien und Wanderwege. Man blättert weiter: Hier pocht der Rhythmus der Maschinen, hier tönt der Hammer, hier klingt die Feile, heiß dringt der Atem der großen Fabrik aus den prächtigen Bildern. Tatkraft, schöpferisches Schaffen steigt auf aus der Werkstatt. Der Mensch ist am Werk, er steht dem Beschauer gegenüber, das Gesicht des Fabrikarbeiters, klar und sachlich prüfend, dann der Landarbeiter, erdnah, mit der Scholle verbunden. Dort wird eine Straße gebaut, man sieht, wie sie entsteht, neue Siedlungen wachsen heran. Altes Brauchtum und neuförmende Kunst, Überliefertes und der Aufbaumwille des Heute, das eigne Volk, unsterblich Heimat, der Westen vor allem, die weitere im Norden, im Süden — die Zeitschrift wählt aus all dem Werk der Hände und bringt es in Bildern, in weitschauenden Aufsätzen, in Reiseschilderungen und auf dem Weg über dem Dichter in Kurzgeschichten und Gedichten an den Beschauer heran.

Ein Heft, wie man es sich vielseitiger und instruktiver nicht wünschen kann.

Deutsche Zeitung, Sao Paulo (Brasilien).

„Das Werk“ ist in seiner Aufmachung ebenso wie auch inhaltlich eine der besten Zeitschriften, die in Deutschland herausgebracht werden, und in hervorragender Weise geeignet, die Liebe zur alten Heimat zu festigen und einem einen Einblick in die Leistungen und den Wert deutscher Arbeit zu gewährleisten. Abgesehen von den zahlreichen, überaus interessanten Beiträgen aus der Feder berufener Fachleute zeichnen sich die Hefte des „Werk“ durch einzigartige künstlerische Photographien aus, wie man sie nur außerordentlich selten in einer Zeitschrift, die nicht gerade Fachzeitschrift für Photographie ist, findet.

Deutsch-österreichische Lehrerzeitung, Wien.

Der Inhalt ist technisch, philosophisch und künstlerisch ausgezeichnet. Die Zeitschrift steigert die Teilnahme der Leser von Heft zu Heft.

Neue Deutsche Zeitung, Porte Alegre (Brasilien).

Schon oftmals hatten wir Gelegenheit, unsere Leser auf die prachtvolle Zeitschrift „Das Werk“ aufmerksam zu

machen, und immer wieder tun wir es mit Freude. Denn „Das Werk“ gehört zu den besten deutschen Monatszeitschriften dieser Art. Es vereinigt in sich alles, was einen geistig interessierten Menschen anziehen und fesseln kann, es ist vielseitig, seine Abhandlungen sind mit Umsicht und seine Abbildungen mit künstlerischem Empfinden ausgewählt. Der Druck der Zeitschrift ist mustergerichtig. „Das Werk“ trägt seinen Namen nicht zu Unrecht, es ist ein Werk, über das man sich freuen kann, auf das seine Herausgeber stolz sein können.

Der Landbote. Kampforgan der „Deutschen Front“, Timisoara (Rumänien).

Die Leitung der Zeitschrift hat es stets verstanden, ihrem Lesepublikum durch das dargebotene Material eine Lektüre in die Hand zu geben, das den deutschen Charakter voll und ganz verkörpert: „Es wird ganze und gründliche Arbeit geleistet.“ Man sieht aus der Fülle des Inhalts ganz genau, daß bei der Herstellung desselben dem heutigen Zeitgeiste in dem Aufwärtstreben so in kultureller als auch technischer Hinsicht Rechnung getragen wird. Es wird dem Leser ein in jeder Hinsicht ausgewählter Stoff geboten, und an den Illustrationen kann das Auge sich nicht satt schauen. Text und Bilder sind dazu angefaßt, um den Leser aus den „Alltagsorgen“ wenigstens für eine kurze Zeit herauszuheben, denn sie widerspiegeln das deutsche Schaffen von immer und überall. Das Werk verdient weiteste Verbreitung, denn es wirkt auf Herz und Gemüt belebend und erhebend. Es gehört in die Hand jedes deutschen Volksgenossen, der seinem Volke verbunden ist.

Deutsche Akademiker-Zeitung, Wien.

Vor fünfzehn Jahren wurde „Das Werk“ zuerst ins Leben gerufen, um als geistiges Bindeglied zwischen den Angestellten der Vereinigten Stahlwerke AG. zu wirken. Heute halten wir in dem Blatte, das seinem ursprünglich gedachten Rahmen längst entwachsen ist, eine der besten deutschen Kulturzeitschriften der Gegenwart in Händen. Die Schriftleitung des „Werkes“ hat es wie kaum eine andere verstanden, die Zeitung aus dem sowohl nach Inhalt als Leserkreis begrenztem Gebiet einer Fachzeitschrift überzuleiten in eine Zeitschrift, die das heutige Deutschland in seinem vielgestaltigen technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Schaffen jedem Leser nahe-zubringen sucht. Die zumeist auf technische Neuerungen Bezug nehmenden Aufsätze und Berichte, die von einer Reihe prachtvoller Lichtbilder wirksam unterstützt und veranschaulicht werden, nötigen sowohl dem Fachmann als auch dem Laien größtes Interesse ab und geben in ihrer Gesamtheit ein packendes und lebendiges Bild deutschen Arbeits- und Geisteslebens. Dabei hat jedes Heft sein besonderes künstlerisches Gepräge, das sich schon in seinem stets klug und passend gewählten Schemen offenbart und das nicht zuletzt auch durch die vornehme und erlesene Ausstattung des Blattes hervorgerufen wird. Jeder, der diese Zeitschrift kennen und achten gelernt hat, wird sie immer wieder gerne zur Hand nehmen und kaum jemals von ihr enttäuscht werden.

Das Werk

XVII. Jahrg.

Düsseldorf, November 1937

Heft 11

Das Leben eines großen Mannes ist gleichsam ein Evangelium der Freiheit, welches allen Menschen gepredigt wird und wodurch wir unter so vielen ungläubigen Seelen erfahren, daß hoher Sinn noch nicht unmöglich geworden ist; woran wir erkennen, daß die Natur des Menschen unauslöschlich göttlich ist, und worin wir eine Mahnung finden, festzuhalten an dem, was der wichtigste Glaube ist: am Glauben an uns selbst.

Kein Maientanz ist eines großen Mannes Leben, sondern ein Kampf und ein Marsch, ein Krieg gegen Fürstentümer und Mächte. Es ist kein müßiger Spaziergang durch duftige Orangenhaine und grüne, blumige Wiesen, sondern eine ernste Pilgerfahrt durch glühende Sandwüsten, durch Regionen von Schnee und Eis.

Warte den Ausgang ab! In allen Kämpfen, wenn du den Ausgang abwartest, hat jeder Kämpfer so viel errungen, als ihm seinem Rechte nach zukam. Sein Recht und seine Macht sind am Ende ein und dasselbe. Er hat mit all seiner Macht gekämpft und in genauem Verhältnis zu all seinem Rechte sich behauptet. Sogar sein Tod ist kein Sieg über ihn. Er stirbt allerdings, aber sein Werk bebt und lebt in der Tat und Wahrheit.

Dies ist das eigentliche und wahrhafte Gesetz: Überall und stets muß der Mensch „mit seinem Leben bezahlen“, er muß, wie der Soldat, sein Werk auf Kosten seines Lebens verrichten.

Thomas Carlyle (1841).

Von der Ewigkeit des menschlichen Tagewerks.

Von Johann Gottlieb Fichte.

Der natürliche Trieb des Menschen ist der, ewig Dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen — nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise und allein durch die sterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem Ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.

Welcher Edeldenkende will nicht durch Tun oder Denken ein Samenkorn streuen zu unendlicher immerfortgehender Bevölkerung seines Geschlechts, etwas Neues und vorher nie Dagewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen?

Was könnte es nun sein, daß dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für selbst ewig und für fähig, Ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinen Denken und Tun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt und unter welchem er gebildet wurde und zu dem, was er jetzt ist, heraufwuchs.

Dies nun ist in höherer Bedeutung des Worts ein Volk; das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt und ebendarum auch in der zeitlichen diese Menge zu einem natürlichen und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet.

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigentümlichkeit desselben nach jenem verborgenen Gesetze ohne Einmischung und Verderbung durch irgendein Fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht Gehöriges. Diese Eigentümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird.

Das Leben bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohnedies nie Wert gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemacht hat.

Man hat erlebt, daß Nationen ins Angesicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler Freiheit als etwa manche andere Nation. Diese Worte sind nur wahr unter der Voraussetzung, daß eine solche Nation des ursprünglichen Lebens und des Triebes nach solchem durchaus unfähig sei. Eine solche Nation bedürfte in der That gar keiner Freiheit. Wir können unentschieden lassen, ob man irgendeiner Nation dies mit Wahrheit sagen könne; so viel ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der

Freiheit bedarf, daß diese das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich und daß es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt.

In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes ist gar kein rechtes eigentliches Leben und kein ursprünglicher Entschluß. Umstände und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn und leben so in der That nicht ein eigenes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr gerät und es nun gilt, über neue, nie also dagewesene Fälle zu entscheiden: dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe.

Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigener Sicherheit und Gewißheit und ohne unruhiges Hin- und Herschwanke zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuten und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze?

Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nationen als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Uedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll.

Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheißung ewigen Lebens gewesen, die da regierte und kämpfte und siegte.

In diesem Glauben setzten unsre ältesten gemeinsamen Vorfahren, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer mutig entgegen.

Diese und alle in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gestegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Lüchlichkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft.

Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen und sich nicht weiter wagen mag als bis zu einem gewissen Punkte, der gibt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern alles und das Höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daran setzt, gibt den Widerstand nie auf und siegt, so der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbständigkeit, fest ins Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden wie unsre ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht und zu Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird; denn die ersten haben alles zu verlieren, die letztern bloß einiges zu gewinnen.

(Aus der achten Rede an die deutsche Nation, 1808.)

Abschied von Ernst Brandi.

Gedenkrede
von
Dr. Albert Bögl
anlässlich
der Einäscherung
von
Dr. Ernst Brandi,
Leiter der Gruppe
„Dortmund“
der
Gelsenkirchener
Bergwerks-AG.,
am 25. Oktober 1937.



Schacht „Emil Kirddorf“ der Zeche „Minister Stein“, Dortmund.

Lichtbild: Karkofka.

Von den Fördertürmen unserer Zechen wehen die Flaggen halbmast, und in dieser Stunde stehen alle Räder still. Das ganze große Unternehmen mit seinen 70000 Knappen nimmt Abschied von Ernst Brandi. Ein selten erfolgreiches Bergmannsleben ging dahin und — ein selten glückliches Menschenleben.

Schon in frühen Jahren, vor mehr als vier Jahrzehnten, führte der Weg den jungen Bergbaubeflissenen zu uns in diese Stadt, die ihm zur zweiten Heimat werden sollte, und es will ein schöner Zufall, daß der Bergbaubeflissene Ernst Brandi auf den Zechen praktizierte, die er später als ihr erster Leiter betreuen sollte.

Es sind jetzt dreißig Jahre her, daß Ernst Brandi in die Dienste von Gelsenkirchen kam, in den Wirkungskreis von Emil Kirddorf. Ein reiches Arbeitsfeld tat sich diesem reichbegabten Manne auf, und Ernst Brandi nutzte das ihm verliehene Rüstzeug. Von Stufe zu Stufe stieg er empor. Schon bald sehen wir ihn im Vorstand dieses größten deutschen Bergwerksunternehmens. Und als aus dem Zusammenschluß ein noch größeres Gelsenkirchen wurde, da stellten ihn Vertrauen und Anerkennung an die Spitze der größten Bergbaugruppe, der Gruppe Dortmund. Er wurde Vorbild und Führer von 21000 ihm liebender und schätzender Kameraden.

Wer wissen will, was in diesen reifen Mannesjahren durch Ernst Brandi entstand, der gehe auf die Stätten seines Wirkens, die hier rund um diese Arbeitsstadt gelagert sind. Der Mann, der dort geplant und geformt, hatte die seltene Gabe, über das Heute auf das Morgen zu schauen. Die Bauten, die sein Geist erdacht, seine Tatkraft gefördert, sind unvergängliche Denkmale auch für die späteste Zeit. Und als ihm das seltene Bergmannsglück zuteil wurde, eine neue Großschachtanlage abzubauen und im größten Rahmen auszubauen, da wuchs seine Arbeitskraft über ihn selbst hinaus. In vier harten Jahren steht der Schacht Gustav vollendet da. In wenigen Wochen sollte die Förderung beginnen. Ernst Brandi aber sollte nicht mehr an der Hängebank stehen, wenn die ersten Kohlen zutage kommen.

Pläne und Ideen hatte Ernst Brandi immer. Es war nicht immer leicht, seine Wünsche mit den Möglichkeiten in Einklang zu bringen. Dann konnte er hart werden und schroff; er durfte es, denn was er vertrat, war immer ein Stück seines eigenen Ichs, war technisch und wirtschaftlich durchdacht bis in alle Einzelheiten. Als seine Zechen durch seine Tatkraft mit an die Spitze der deutschen Bergwerke gebracht waren, da konnte er daran denken, der immer größer gewordenen Verwaltung aus den engen Räumen nun auch zu einem neuen

Bau zu verhelfen. An und für sich keine große Angelegenheit für einen Mann wie Ernst Brandi; aber wie er es anpackte, das war wieder der echte Ernst Brandi. Mitten hinein in die Altstadt von Dortmund, die schon längst nach Umgestaltung dürrste, setzte er seinen Neubau. Pläne wurden angefertigt, Modelle entstanden, die das ganze Stadtbild vom Bahnhof bis zur Petrikirche umschlossen. In dem dankenswerten Bestreben, der Stadt zu helfen, im Geben und Nehmen reifte schließlich ein Entwurf, der richtunggebend und bahnbrechend für die ganze Gestaltung des Stadtviertels werden sollte. Den Neubau hat er noch wachsen sehen, das Richtfest hatte er vorbereitet, da kam ein Stärkerer. Am Vorabend des Richtfestes traf ihn das Schicksal.

Ernst Brandi kannte nur eine Sorge: sein Werk und die Menschen in seinem Werk auf die möglichst höchste Stufe zu bringen. Die Fürsorge für den Menschen, das ist der schönste Zug an Ernst Brandi. Er war stolz darauf, daß die Wohlfahrtseinrichtungen seiner Werke vorbildlich waren und vielen zum Vorbild geworden sind. Er, der selbst jung geblieben, war immer mit dem Herzen bei der Jugend, auch bei der Jugend in seinem Werk. Er war einer der ersten, die die systematische Bergmannsausbildung in ihren Zechen durchführten; er war der erste, der auch die Jungmädchen in diese Ausbildung einbezog, weil er davon durchdrungen war, daß zu einem tüchtigen Bergmann auch eine tüchtige Bergfrau gehört. Er war der erste, der die Werkzeitleitungen einführte zur Unterhaltung und Schulung seiner Bergleute.

Es sind jetzt zehn Jahre her, da sprach er zum ersten Male vor dem Bergbau auf einer großen Tagung. Er führte aus:

„Wir dürfen als Bergleute, und darauf wollen wir stolz sein, für uns in Anspruch nehmen, die ersten gewesen zu sein, die eine soziale Fürsorge durch ihre Knappschaften eingeführt haben. Hinzu kommt unsere Familienfürsorge, der Ausbau der Krankenhäuser, die Wohnungsbauten und neuerdings, freiwillig und gern übernommen, unsere Jugendfürsorge. Wir haben darüber hinaus zielbewußt die Ausbildung unserer Bergarbeiter eingeführt wie auch die der Bergarbeiterjugend, indem wir ihnen durch eine systematische Ausbildung den Sinn für Ordnung und Zucht beibringen.“

Und er schloß mit den Worten:

„Wir wollen in freier Wirtschaft mit freien Menschen zu höchsten Leistungen vom einzelnen Arbeiter bis zum Generaldirektor kommen, um auch dann in einer blühenden Wirtschaft die höchsten Löhne zu zahlen und dem Staat zu geben, was des Staates ist. In dieser Herbeiführung einer gesunden und kraftvollen Wirtschaft erblicken wir Bergleute unsere vornehmste Pflicht, unseren größten Dienst am Volk und am deutschen Vaterland.“

Ein Mann von dieser Gesinnung, dieser Tatkraft wuchs bald über den eigenen Arbeitskreis hinaus. Die Wirtschaft der Heimat und des Landes verlangte seinen Rat. Er wurde Ratsherr dieser Stadt. Und als genau vor zehn Jahren der Ruhrbergbau einen neuen Vorsitzenden fürte, fiel seine Wahl auf Ernst Brandi. Was er in diesen so kritischen Zeiträumen für den Ruhrbergbau geleistet, das gehört der Geschichte des Bergbaues an. Selbst in der größten Krisenzeit war er besetzt von einem heiligen Optimismus. Er glaubte an die Auferstehung, an das Wiederaufblühen seines Landes, und er hat Tausenden und abermals Tausenden mit seinen Worten Trost gegeben in schwerster Zeit. Er war noch in die Schule jener großen Bergleute gegangen, die bei aller Sorge um das eigene Werk nie vergaßen, daß die größere Aufgabe die Sorge um unseren ganzen Ruhrbezirk ist, bei jenen großen Bergleuten, bei denen die Vorstellung von Sonderbestrebungen überhaupt nicht aufkommen konnte, jenen Bergleuten, von denen leuchtende Vorbilder Emil Kirdorf und Hugo Stinnes, der Vater, sind.

Auf dem ersten Bergmannstag nach fünfzehnjähriger Unterbrechung durch Krieg und Nachkriegszeit war er der Sprecher des Ruhrbergbaues. Wir hören noch seine Worte:

„Wir können stolz sein, daß der deutsche Bergbau früher die Lehrmeisterschaft für alle anderen Völker gehabt hat und daß diese sie in weitestem Ausmaße auch ausgenutzt haben. Wir verdanken diese Höhe neben unserer unvergleichlichen Belegschaft der vorzüglichen Ausbildung unserer Beamten und weiter auch unserer deutschen Schule. Wir verdanken sie aber auch, und das möchte ich gerade in diesem Kreise besonders betonen, der freundschaftlichen, kollegialen Zusammenarbeit aller leitenden Persönlichkeiten. Wir betrachten uns immer als eine große Berufsfamilie von Freunden, die in stetigem Zusammenhang alle ihre Erfahrungen, Verbesserungen und Neuerungen neidlos und rückhaltlos miteinander austauschen durch Wort und Schrift. Daß diese von so schönen Erfolgen gekrönte Zusammenarbeit unter uns aufrechterhalten bleibe trotz der veränderten Verhältnisse, das ist mein sehnlichster Wunsch.“

Daß dieses von ihm so heiß ersehnte Ziel nicht immer erreicht wurde, das hat ihn in seinen letzten Jahren oft bitter geschmerzt.

Ernst Brandi stand in seinem Streben nach Klarheit, nach Wahrheit immer in der ersten Front, und die ist immer heftig umstritten. Und so wurde auch er zu einer umstrittenen Persönlichkeit, aber nur für die, die ihn nicht kannten. Die ihn kannten, diesen alten preussischen Beamtensohn, diesen deutschen Soldaten, diesen so tief sozial denkenden westfälischen Bergmann, die wußten, wie es um Ernst Brandi bestellt war. Wir wußten es! Wir schreiben dir, Ernst Brandi, auf deinen Sarg:

Zielbewußt und pflichtbewußt,
verantwortungsfreudig und tatenfroh!

Aber über aller Arbeit vergaß Ernst Brandi das Leben nicht. Wir hörten schon, er war der Mittelpunkt so vieler kultureller und geselliger Bestrebungen dieser Stadt. Er weilte gern im Freundeskreis. Um ihn herum war immer ein Hauch leichtbeschwingter Freude, wie sie Menschen zu eigen ist, die in ihrem Leben viel erreicht haben. Am liebsten aber weilte er im Kreise der Jugend. Da war er froh mit den Fröhlichsten und der Letzte der Letzten. Und wenn es richtig ist, daß der Mensch glücklich ist, der in seinen alten Jahren wieder die späten Tage mit den ersten verknüpfen kann, dann war Ernst Brandi ein selten glücklicher Mensch.

Draußen färbt der Herbst die Natur mit goldenen Farben. Auch Ernst Brandi ging im Herbst seines Lebens von uns. Auch sein Leben hinterläßt einen goldenen Schein. Wen die Götter lieben, dem schenken sie, wenn sie ihn fällen, ein rasches Ende. Ernst Brandi war ein langes Krankenlager erspart. Als nach der letzten schwersten Nacht der Morgen dämmerte, als der Zeiger der Uhr die sechste Stunde kündete, als die Sirenen dieser arbeitsreichen Stadt laut und unerbittlich ihren Ruf: „Sangt an!“ bis an das Sterbelager schickten, da zuckte noch einmal das alte Bergmannsherz zusammen, und dann stand es still.

Menschenlos — Menschenchicksal! Dem Schicksal entzogen aber ist die Haltung, mit der ich es trage. Und darin beweist sich erst der Mensch. Über Ernst Brandis Lippen ist keine Klage gekommen. Und wer an seinem Totenbette gestanden, der war ergriffen von der Ruhe, von der Reinheit, von dem Frieden, der von diesen Zügen ausging, ein Friede, der sagte: Ich habe meinen Lauf beendet, nun geht ihr hin und richtet mir die letzte Fahrt! — Das haben wir getan, getan mit Liebe und Freundschaft, getan mit tiefem Dank. Und zu dieser letzten Fahrt, lieber Freund und treuer Kamerad Ernst Brandi, ein letztes herzliches Glückauf!

Mondnacht.
Gemälde
von
R. Kämmerer-
Kohrig.



Lichtbild: H. Gröber.

Kunst als seelische Offenbarung.

Von Jüga Kraunhals-Russell.

Mit vier Reproduktionen von Gemälden Robert Kämmerer-Kohrigs.

Wenn man die Entwicklung der Malerei in den letzten Jahrzehnten mit ihren vielen aufeinanderfolgenden „Ismen“ rückblickend überschaut, so drängt sich der Gedanke auf, wie rasch die öffentliche Aufmerksamkeit durch Außerlichkeiten dieser Kunstausübung geweckt und zu ausgedehnten Auseinandersetzungen veranlaßt wird, mag es sich dabei um ein neuartiges Sehen, um die Erschließung kunsttechnischen Neulandes oder aber lediglich um Verirrungen des künstlerischen Sinnes handeln. Anders verhält es sich, wenn ein Maler Neues aus dem Lande der Seele kündigt, wenn ein neues Drplid in einer Malerseele auftaucht und den Schönheitsbesitz der Menschheit um wertvolles Gut bereichert. Ein Künstler

solcher Art wird selten von seinen Zeitgenossen erkannt. Wahre Schöpfung ist immer ein Wurf in die Zukunft. Es handelt sich dabei um ein natürliches Gesetz des allmählich aufsteigenden Lebens. So sehr alles äußerlich Neue — und wenn es die dümmste und häßlichste Modeschöpfung ist — die Anteilnahme der großen Menge erregt, so schwer findet das vom Genius geschaffene Neue unmittelbaren Eingang in ihre gewohnten Denk- und Erlebnisbahnen. Das wirklich seelisch Neue würde vielleicht unerkannt wieder verschwinden, wenn ihm nicht ein anderes geheimnisvolles Gesetz doch allmählich Geltung verschaffte. Das große Neue, das der einzelne Genius ans Licht bringt, entstammt — wie alles wesenhafte Leben —



See.

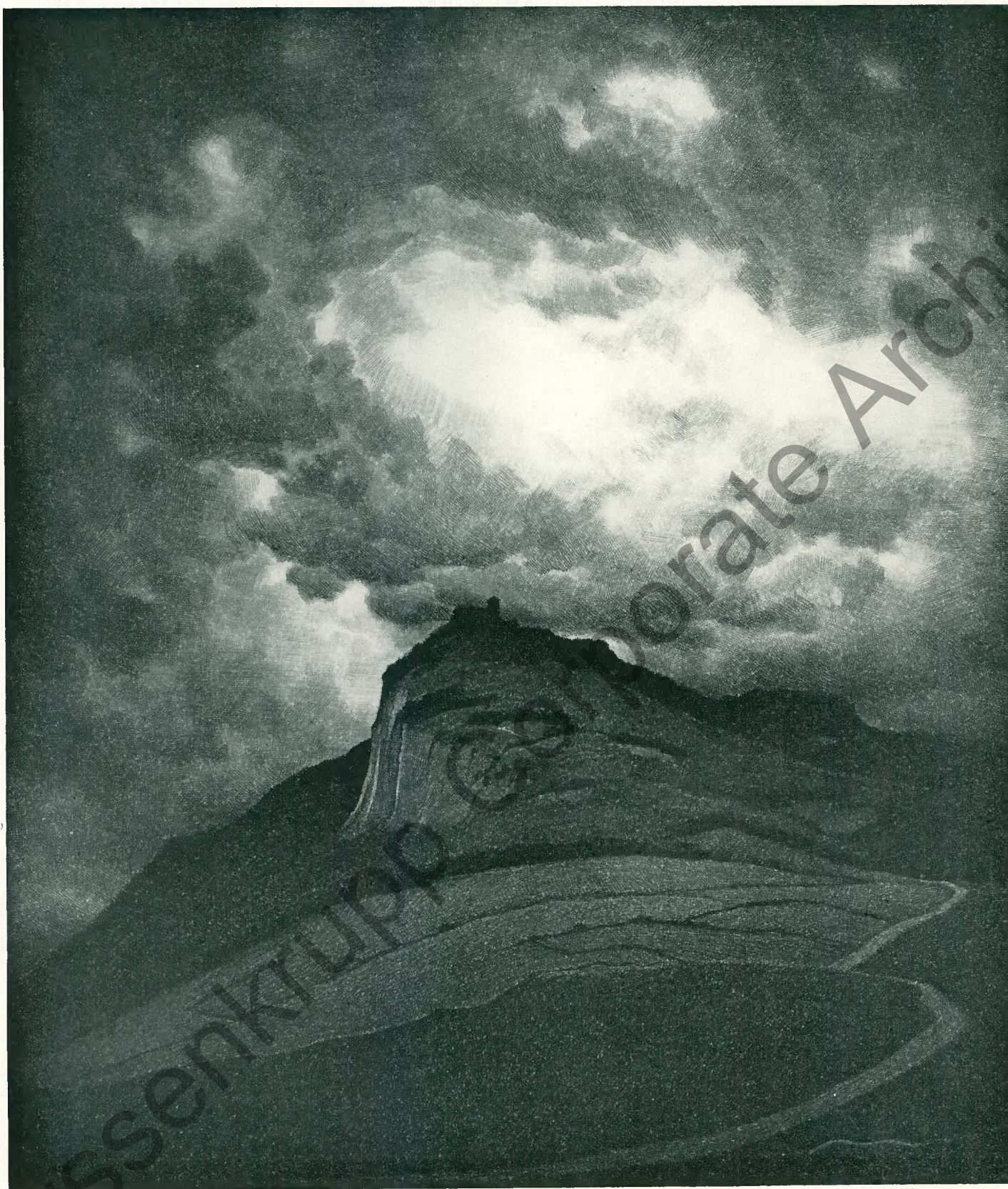
Ausgestellt im Hause der Deutschen Kunst, München.

dem Wurzelgrunde der Artseele des Volkes, mit der er durch seine unberuhten Kräfte eng verbunden ist. Infolgedessen wird wohl nie ein neues produktives Genie geboren, ohne daß gleichzeitig Menschen in größerer oder geringerer Zahl erscheinen, denen für dieses produktive Neue das besondere aufnehmende, nacherlebende, nachschaffende Verständnis angeboren ist. Diesen gelingt es dann, den Sinn anderer und zuletzt auch der Allgemeinheit für das Neue, das aus dem Genius geboren wurde, zu erschließen. Manches schöpferische Genie, zumal wenn es kein hohes Lebensalter erreicht, erlebt dieses Echo nicht, und erst der Nachruhm nennt seinen Namen mit Ehrerbietung und mit Verständnis für seine Größe, preist seine Werke und zählt sie zu dem hohen Kunst- und Schönheitsbesitz der Menschheit.

Wer im Februarheft 1937 dieser Zeitschrift den Aufsatz über Caspar David Friedrich las, hörte vom Schicksal eines solchen Künstlers, dem die Anerkennung seiner Mitwelt fast ganz versagt blieb. Selbst ein Kleist, der mit kongenialer Seele den hohen Wert seiner Kunst erfuhrte und erkannte, trat vergeblich für ihn ein. Wer sich an Hand der wenigen dem Aufsatz beigegebenen Bilder einzufühlen suchte oder sich vielleicht in einer, bebilderten Monographie des Künstlers noch weiter in dessen Kunst vertiefte, erlebte, worin der hohe Schönheitsgehalt im Schaffen Friedrichs besteht. Daß er ein fähiger Maler war, der das Handwerkliche seiner Kunst meisterhaft beherrschte, ist die allgemeine Voraussetzung jedes bedeutenden malerischen Schaffens. Das schöpferisch Neue, das ihn zu einem großen Maler machte, das ihn einreihete in die Zahl derjenigen, deren Werke über ihre Zeit und über alle Kunstentwicklung hinaus zum Dauerbesitz des Volkes werden, das ist das tiefe Seelische, das aus seinen Bildern spricht und das fähig ist, die Seele des Beschauers zu erweitern und in

neue Bezirke des Lebensgefühls emporzutragen. Die Verfasserin jenes Aufsatzes sprach das am deutlichsten in den letzten Worten aus: daß er „zu den Einsamen und Einmaligen gehört, ganz hingegeben an Gott und die Unendlichkeit“. Was er uns mit seinen Bildern gibt, das ist ein tieferes, innigeres Verhältnis zur Natur, zum göttlichen Schöpfergeist, der sich in ihr offenbart. Sie lehren uns, die Natur nicht nur zu sehen mit der Sinnenfreude an Form und Raum, an Farbe und Licht, sondern sie auch mit der Seele zu fühlen als ein Werk des Schöpfers. Friedrich sieht die Natur nicht nur mit den schönheitsfrohen Augen des Künstlers, sondern auch mit den frommen Augen des tiefreligiösen Menschen, und erweckt dadurch auch im Beschauer Frömmigkeit und Gottverbundenheit. Dadurch steht Friedrich auch unserer heutigen Zeit besonders nahe, in der neue religiöse Sehnsucht erwacht und auf neuem weltanschaulichen Grunde erwachsen ist.

Wenn so viel über das Wesen der Kunst C. D. Friedrichs gesagt wurde, so geschah es, um den Sinn zu öffnen für einen Künstler unserer Zeit, der in mancher Beziehung ähnliche Wege geht und ihm in der Tiefe eng verbunden ist. Auf der Großen Deutschen Kunstausstellung in München, die ja Wille zu neuer wesensdeutscher Kunst ist, hängen als wesentlichste Zeugnisse solchen zur neuen Kulturhöhe weisenden Kunstvollens zwei Bilder des Malers Robert Kämmerer-Kohrig: „Himmel und Erde“ und „See“. Von seinem äußeren Leben ist nicht viel zu berichten. Er lebt, vierundvierzig Jahre alt, in Berlin, Sohn eines Malers, Sohn märkischer Erde. Seine stärksten Erlebnisse waren der Krieg und der Ausbruch des neuen deutschen Lebens im Nationalsozialismus. Daß seine Vorfahren mütterlicherseits mehrfach Schäfer waren, ist nicht müßig zu berichten. Wahrscheinlich kam ihm von dort die Voraussetzung für das Erlebnis der wunderbar weiten Himmelslocke mit



Die Burg.

Gemälde von Robert Kämmerer-Rohrig.

ihren Schwündern und der tiefen frommen Stille, die sich unter ihr ausbreitet.

Wie die Bilder von Friedrich geben die Bilder von Kämmerer-Rohrig einen Landschaftsausschnitt in einfachster Gestaltung, und zwar mit seltsam vereinfachten Mitteln, wieder. Ist in den Bildern von Friedrich dem Landschaftlichen meist

noch etwas aus dem Leben der Menschen zugeordnet, zeigen seine Landschaften noch vielfach romantische Elemente, so sind bei Kämmerer-Rohrig die Motive noch weiter vereinfacht, sind seine Bilder noch mehr „absolute Musik“. Ihm genügt ein Stück Heide oder Ackerland mit dem lichtspendenden Himmelsraum darüber, um auszudrücken, was seine Seele



Himmel und Erde.

Ausgestellt im Hause der Deutschen Kunst, München.

mit frommen Schauern vor der Natur erfüllt. Mit geringsten selbsterdachten technischen Mitteln wird aus der Vielfalt von feinen und feinsten Luftestrichen, die oft wie ein feines Netz das Bild aufbauen und etwa nur durch leichte Farbtonung ergänzt werden, ein großer ruhiger einheitlicher Raum-Klang erzielt, der vielfach an das Hell-Dunkel von Rembrandts Radierungen erinnert. Eine geringere seelische Ausdruckskraft könnte dabei leicht in eine Manier hineingeraten. Dieser Gefahr ist Kämmerer-Rohrig nicht ausgesetzt, weil ihm die Erscheinungsform Sinnbild des Nichterscheinenden, das Vergängliche Gleichnis des Unvergänglichen ist. Er gibt dem Goethewort Ausdruck: „Die Kunst zwingt das Sichtbare, dem Unsichtbaren zu dienen.“

Wie in den Bildern von C. D. Friedrich ist viel Einsamkeit und Dunkelheit in seinen Bildern, doch ist niemals Trauer und Pessimismus darin, sondern stets Bejahung und Weltheiligung. Die Dunkelheit ist um des Lichtes willen da, das siegreich durchbricht, das überglänzt, das durchleuchtet. Da ist nicht ein Wille, der Gedankliches im Bilde gestalten möchte, nein, die absolute Musik dieser Bilder kommt aus dem ganz einfachen, einheitlich frommen Erleben, das zur Verkündigung allgemeineseelischer Offenbarung wird. Betrachten wir ein Bild wie die „Vollmondnacht“, in der die Birken auf einsamer Heide zusammenstehen wie zwei Liebende, ganz hingegenen ihrer Zusammengehörigkeit in der mondüberglänzten einsamen Heidemwelt. Es ist da etwas Unausprechliches wirksam in dem

Mond, der wie ein heiliges Schöpfungssymbol im Raume hängt, in dem wogenden Zauber der durchleuchteten Wolkenringe, in dem Weg, der in endlose Weite führt, in dem stillen Aufragen der innig-zweifelnden Bäume in den Himmel hinein. — Oder vertiefen wir uns in die „Weite“, deren Fluß durch das Licht des aufbrechenden schweren Wolkenhimmels aufleuchtet wie trostvolle Verheißung. Oder fühlen wir die schweigende Stille, die in der silbernen Schale des „Sees“ aufgefangen ist wie eine innere Kraft, die allen Gewalten standhält in ihrer selbstverständlichen Hingabe an das Lichtwunder des Sternenhimmels und der schimmernden Wolkenstreifen. Oder wir erfahren die Segensfülle, die — in dem Bild „Pflug im Acker“ — aus der Lichtquelle des großen Himmels sich machtvoll auf die Ackersehle der Erde herabgießt wie ein Versprechen auf Fruchtbarkeit und Ernte. Man könnte jedes der Bilder „Himmel und Erde“ nennen, denn in allen schwingt das Erlebnis der ruhenden empfangenden Erde und der bewegten zeugenden Himmelskraft als großer einheitlicher Klang.

Die in sich gesammelte Kraft, die große Stille, das Sinn-Erlebnis ist es, das Kämmerer-Rohrig zu einem Offenbarer deutschen Seelentums macht. Für Menschen, die dafür bereit sind, sind seine Bilder wie Wegweiser in die eigene Tiefe. Zerspreutes sammelt sich, und der Beschauer erlebt in sich selbst die Wohltat innerer Geschlossenheit und Ruhe, daraus sein Leben und Erleben neue Kraft gewinnt.

Offen- barung in deutscher Landschaft.

Eine
Sommerfahrt
von
Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht
für
„Das Werk“:
Ruth Hallensleben.
(12. Fortsetzung.)

Der Aufbruch.
Plastik
von Albrecht
vor der
Handelshochschule,
Königsberg.



Königsberg.

Über Heiligenbeil — eine alte Sage klingt im Namen auf — und am Frischen Haff entlang geht es auf Königsberg zu. Das Frische Haff ist eine langgestreckte Binnensee von etwa zwanzig Stunden Länge, entstanden durch einen vorgelagerten Dünenwall von wenigen Kilometern Breite. Bei Pillau hat er eine Lücke, die für die Schifffahrt offengehalten wird. Wir haben das Glück, daß die Sonne durch den Regen bricht. Eine ganze Welt von Wasser und Land, Nebrung und Inseln glänzt uns auf mit Segeln und ziehenden Dampfern. Das gehört hier zu den großen Schönheiten der Erde. Es ist ein Rausch am Rand der einsamsten, verlorensten Ebene. Daß drüben von der Kurischen Nebrung keine Palmen winken, sondern Kiefern und Laubbäume, das fehlt zur Fata Morgana.

XI/9

Aber hier gibt es keine Spiegelungen; hier ist alles Wirklichkeit.

Königsberg, die vielberühmte Oststadt. Eine Ordensgründung und fast ein Jahrhundert lang nach dem Sinken der Marienburg als Sitz der Hochmeister die Hauptstadt des Ordensstaates. Nachher kam es an Preußen. Ein östlich schöner Platz von fast 300 000 Einwohnern, mit einem verhältnismäßig kleinen alten Kern, Ordenschloß, Dom, Rathaus, der romantische Hafen und ein paar Reihen alter Häuser. Das Schloß liegt machtvoll quadratisch inmitten der belebten Stadt mit einem hohen, gotischen Turm, und da es auf einem Hügel steht — die ganze Stadt ist hügelig —, so beherrscht es die Landschaft weitem. Die Universität ist ein späterer Bau. Im alten Teil hat Kant gelehrt, der kleine

437



Blick über den Hafen auf das Schloß.

große Mann, für den der Weimarer Goethe eine achtungsvolle Schätzung hatte, ohne daß er ihm zum Erlebnis wurde; für Schiller wurde er geradezu ein Schicksal, der zehrende Stern seines Lebens. Kant ist nur auf diesem Boden denkbar, in einem Lebensraum, in welchem nichts selbstverständlich und nichts nicht gewiß ist, inmitten einer geschichtlichen Spannung, welche die letztmögliche Formulierung herausfordert. Das Deutschtum auf der Linie von Maulbronn nach Weimar ist ein anderes als das von Wittenberg nach Königsberg. Ein Denken schließt das andere aus, aber das Grundgefühl ist das-

selbe; es ist die eine große, ehrfürchtige, kühne Seelenhaltung gegenüber dem Göttlichen, das dem Königsberger im Weltgesetz gipfelt und dem Weimarer im Unausprechlichen erblüht. Hier durch dieses Portal ging er ein Menschenalter hindurch ein und aus, pünktlich wie eine Uhr — die Bürger richteten ihre Zeit nach ihm —, regelhaft, pedantisch im täglichen Leben und voll von unermesslichen Ausschreitungen im Fühlen und Denken. Königsberg und Kant sind beinahe ein und derselbe Begriff, so ist er mit dieser Stadt verwachsen.



Alte Lagerhäuser am Königsberger Hafen.

Dom und Börse am Pregel. Der Schloßteich von grünen Parks umgeben. Hügel. Wasser. Große Erinnerungen. Die Könige von Preußen haben sich hier krönen lassen. Hierher floh der preußische Hof vor Napoleon, Friedrich Wilhelm III. und die weibliche Lieblingsgestalt der Preußen, die Königin Luise, den einen ein Engel, den anderen neben ihrem unsicheren, zaudernden Mann eine verdrießliche Nebenregierung. Da, in dem bescheidenen Landhaus, wohnte 1808 die hohe Familie. Hier gingen die Männer ein und aus, deren Namen mit der Wiederaufrichtung des deutschen Führerstaates zusammenhängen, brütende Pläne im Kopf, voll Grimm über das frühe Hin und Her von Ordren und Gegenordren, mühsam die Leidenschaft ihres besseren Wissens und stärkeren Gefühls bändigend, die Clausewitz, Niebuhr, Stein, Scharn-

horst, und einer irrte kalt bebend vor Genie und Latendrang in Ungnade, Gneisenau. Die Flucht war dann in Königsberg noch nicht zu Ende; die Schlittenfahrt mitten im ostpreussischen Winter nach Tilsit sitzt tief in der Erinnerung des Volkes. Anständiges Tragen und Dulden, hartnäckiges Beharren in der eigenen Art, Treue zu sich und dem Ganzen, heldenmütiger Aufschwung aus der Erniedrigung, Wunder des Weitblicks und des mitreisenden Allgefühls und einfache, pflichthafte Opferbereitschaft. Solche Vorgänge sind schon an sich ergreifend und symbolisch für uns alle, aber darüber hinaus ist Menschliches und Übermenschliches geleistet worden für die gesamte deutsche Kultur als unmittelbare Wirkung. Im Grund ist es einfach: Je größer das Gemeindefischal, das man mitlebt, um so mehr ist man Mensch.



Zum Trocknen aufgehängte Flundern und Dorsche
vor einer Fischerhütte bei Eranz.

Vorstöß in die Gegenwart.

Auch dies Land besteht nicht nur aus alten Bauwerken und großer Vergangenheit. Es hat eine Gegenwart. Es hat seine Fragen von heute, seine Nöte von gestern und seine Hoffnungen auf morgen. Nach der Abtrennung vom Reich ist die Provinz in Lebensgefahr geraten, die ebensowohl wirtschaftlich wie gesellschaftlich und politisch war. Politisch mußte kein Mensch, wann der Einmarsch der Polen stattfinden würde. Das ist mit dem zehnjährigen Hitlervertrag ruhiger geworden. Die soziale Frage drückte sich wie überall durch die hohe Arbeitslosenziffer aus und hing eng mit der wirtschaftlichen zusammen. Ostpreußen war die schwächste Provinz des Reiches geworden. Um die Zeit des Umsturzes ließ sich eine allgemeine Abwärtsbewegung des öffentlichen Lebens feststellen. Die geschichtliche Bindung mit dem Reich war erschüttert; dem slawischen Druck stand kein genügender Gegendruck mehr gegenüber.

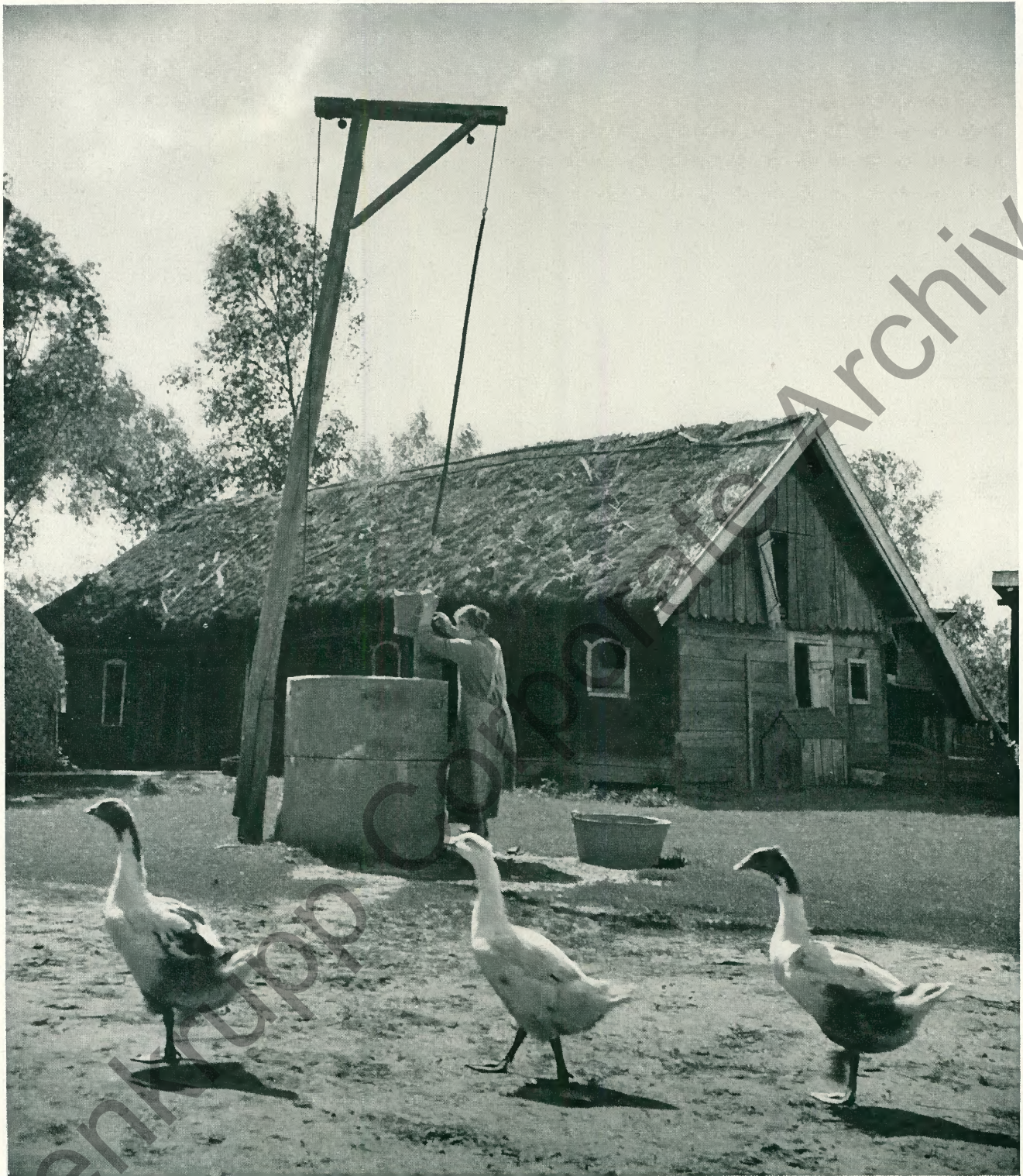
Bevor wir unsere Erkundungsfahrt antreten, werden wir zu einer Unterrichtung empfangen. Wir haben einen großgewachsenen kräftigen Mann vor uns, dessen etwas weiche Gesichtszüge augenfällig von einer darunterliegenden straffen Grundform durchdrungen und beherrscht werden. Die ganze ein wenig zu Lässigkeit neigende Gestalt nimmt an dieser innerlichen Durchstraffung teil. Man versteht: das eine ist das Menschliche, das andere ist die Zucht der Idee, die Formung des Kampfes, die Haltung der Partei. Ein paar jüngere Männer mit sehr wachen Augen und gespannten Gesichtern sitzen dabei. Hier wird also regiert und Zeit vorangetrieben. Wir bekommen zu hören, was ich schon lange weiß und hier vorausgeschickt habe. Dann erscheint der Plan des Gausführers, Erich Koch ist sein Name. Es ist immer das Ei des Kolumbus. Ein Minister aus der früheren Zeit, wenn man ihm das vorgelesen hätte, wäre entweder in gutmütiges Lachen ausgebrochen oder in den ärgerlichen Ausruf: „Ja, ja,



Fischer von der Kurischen Nehrung.

das sind ja schöne Utopien, woher nehmen Sie das Geld? Sie vergessen ganz, daß wir ein armes Land sind. Nein, nein, das ist nichts." In Wirklichkeit sind ungleich größere Mittel nach dem Osten geflossen für Roggenstützung und Entschuldung

und wie die Behelfe alle hießen. Der Plan begann mit Straßenbau und Melioration. Große Teile der ostpreussischen Wiesen und Weiden haben zuviel Grundwasser, das die Ostwinde durch den Seedruck immer wieder aufstauen. Die Folge



Ostpreußisches Bauerngehöft.

davon ist saures Gras und der Leberegel, der andauernd den Viehbestand gefährdet. Der Zustand der Straßen begann bereits Ostpreußen aus der Zahl der modernen Landschaften auszuscheiden. In kurzer Zeit waren alle Arbeitslosen aus den Listen verschwunden; man fand sie jetzt in der öffentlichen Arbeit. Sie wurden nicht sehr hoch entlohnt, aber sie hatten doch wieder Einnahmen, die sie in Ankäufen anlegten. Gewerbe und Handel bekamen einen frischen Auftrieb, und da jede Bewegung nach dem Naturgesetz neue Bewegung erzeugt, so war das Rad in Gang gebracht.

Wie ist es bisher gelaufen? Von den Notstandsarbeitern des Jahres 1933 sind 1934 zwei Drittel durch die

freie Wirtschaft aufgenommen worden. Die Zahl der fruchtlosen Pfändungen sank von 1400 im Januar 1932 auf 500 im Jahr 1934. Die Konkurse fielen in der gleichen Zeit von 80 auf 10. Arbeitende Landschaft. Kämpfende Landschaft. Denkende und schaffende Landschaft. Wichtig ist noch, zu wissen, daß sämtliche landwirtschaftlichen Betriebe zweiundeinhalbtes Freijahr für Rentenzahlungen erhielten und noch ein Jahr verringerten Zinsfuß. Es wird mir erklärt, daß die Aufwendungen des Staates bereits durch erhöhte Steuereinkommen wieder eingebracht sind. Wir haben genug gehört; wir wollen jetzt sehen.



Bücher des Insel-Verlags

Weihnachten 1937

INSEL-ALMANACH auf das Jahr 1938

Mit Bildtafeln und Textabbildungen. Gebunden 80 Pfennig

Der neue Almanach enthält als Hauptstück einen großen Beitrag von Hans Carossa, „Ankunft in München“, in dem der Dichter den Lebensbericht seiner „Verwandlungen einer Jugend“ fortsetzt. Neben unveröffentlichten Arbeiten von Ernst Bertram, Ricarda Huch, Reinhold Schneider, Rudolf Alexander Schröder, Otto Freiherrn von Laube, Felix Timmermans und Karl Heinrich Waggerl bringt der Almanach wieder eine reiche Auswahl von Leseproben aus den neuen Büchern des Insel-Verlags.

REINHARD BUCHWALD

Schiller

1. Band. Der junge Schiller. Mit 5 Bildtafeln. In Leinen M 7.-
2. Band. Wander- und Meisterjahre. Mit 9 Bildtafeln. In Leinen M 8.-

Seit mehr als einem Menschenalter erscheint zum ersten Mal wieder eine umfassende Schiller-Biographie. Reinhard Buchwald hat nicht nur das Verdienst, das Bekannte bewältigt und unter neuen Gesichtspunkten kritisch verarbeitet zu haben – darüber hinaus hat er vielmehr eine Menge neuer Quellen entdeckt, so daß in vielen Zügen das Bild der Entwicklung Schillers ganz neu erscheint und manche Abschnitte seines Lebens, wie die frühe Kindheit und die Karlschulzeit bis zu den „Räubern“, erst jetzt einen inneren Zusammenhang gewonnen haben. Wichtiger aber noch als die Verwertung solcher Funde ist die Anlage des Werkes, das eine neue Art der Lebensbeschreibung darstellt. Es ist entstanden aus dem Wunsch, gleichsam Schillers ungeschriebene Selbstbiographie zu ersetzen durch eine Geschichte seines Geistes, gestaltet aus allem, was wir an Bekenntnissen Schillers besitzen oder erschließen können. Was so entstand, ist nun aber durchaus kein Werk nur für den Forscher, kein „gelehrtes“ Buch. Der Verfasser hat seine Darstellung ungemein lebendig gemacht dadurch, daß er uns selbst an seiner Arbeit unmittelbar teilnehmen läßt. Gerade das macht das allgemein verständlich geschriebene Werk so außerordentlich fesselnd, und wir sind überzeugt, daß von dem Erlebnis dieses Schiller-Buches ein neues, tieferes Verständnis des Dichters in Deutschland seinen Ausgang nehmen wird.

Werke der Weltliteratur 1937

Die Geschichte vom Prinzen Genji

wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung
von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan

Zwei Bände (1200 Seiten). In Leinen M 16.—

Das berühmte Romanwerk der klassischen Dichtung Japans erzählt die Liebesgeschichten des Prinzen Genji, eine bunte Kette von Abenteuern, die besonders reizvoll sind in der Schilderung durch eine Frau, da sie uns Einblick gibt in das intime Leben jener Zeit durch die Unterhaltung über den Wert der Frauen, über das Romanlesen, die Auswahl der neuen Frühjahrskleider, Feste, Spiele und manches andere. Rede und Gegenrede, Briefe und Aufzeichnungen werden immer wieder durch lyrische Bilder geschmückt, die den ganzen Reichtum der literarischen Kultur des Fernen Ostens erkennen lassen. Den Freunden großer epischer Dichtung und allen kulturgeschichtlich interessierten Lesern bringen die beiden von Emil Preetorius' Meisterhand ausgestatteten Bände die schönste Unterhaltung für viele lange Abende.

Sophokles / Tragödien

Übertragen von Roman Woerner. In Leinen M 6.—

Die sieben Tragödien des Sophokles erscheinen hier in einer Übertragung, die bemüht ist, alle Schönheiten des Originals zu bewahren. Es kam dem Übersetzer vor allem auch darauf an, die lautlichen Kunstmittel aus dem Griechischen mit herüberzunehmen, die zahlreichen gewollten Alliterationen, Assonanzen, Reime und Gleichlänge, mit denen Sophokles seine Werke sozusagen instrumentiert. Dadurch erhält dieser neue deutsche Sophokles neben allen früheren Versuchen, ihn einzudeutschen, seine ganz besondere Bedeutung.

Dantes Göttliche Komödie

Übertragen von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen

733 Seiten. In Leinen M 7.50; in Leder M 14.—

Dantes Weltgedicht hat einen neuen Übersetzer gefunden, der bei strenger Treue gegen den Gedankeninhalt des Urbilds auch dessen Vers- und Reimform gewahrt hat. Er hat seiner Übertragung eine Einführung in den Ideengehalt des Gedichts und Erläuterungen beigegeben, die sich jedoch auf das wirklich Wesentliche beschränken. So ist ein „deutscher Dante“ geschaffen, der dem Leser die dichterische Wirkung des Originals vermittelt und ihm zugleich auch alle jene Anspielungen und Anwendungen einer heute nicht mehr bekannten Philosophie und Theologie verständlich macht. Die Arbeit Friedrich von Falkenhausens hat bereits die Zustimmung angesehener Kenner, besonders auch der Dante-Gesellschaft gefunden.

Neue große Romane

S. SALMINEN

Katrina

In Leinen M 6.50

Eine Dichterin hat in diesem Roman das großartige Bildnis einer Frau geschaffen, das man zu den schönsten der neueren Literatur zählen wird. Überraschend ist das Werk ans Licht getreten: bei einem schwedisch-finnischen Preisausschreiben sprach man ihm einmütig den ersten Preis zu, und als man den Verfasser feststellte, ergab sich, daß eine Frau es geschrieben hatte, die der Literatur ganz fern stand – sie arbeitete als Küchenmädchen in Amerika. Nun hat dieses Erstlingswerk sogleich einen Weltruf errungen, und auch in Deutschland hat es rasch begeisterte Aufnahme gefunden. – Die junge Katrina läßt sich von einem lustigen Seemann verleiten, ihm als seine Frau nach den Mandsinseln zu folgen. Statt der versprochenen Herrlichkeiten erwartet sie die elendste Kate der Insel als Heim. Aber Katrina nimmt den Kampf mit dem harten Leben auf und geht durch helle und dunkle Tage sicher ihren Weg. Es ist das Beglückende dieses Romans, daß er nicht Glend in kaltem Schwarz-Weiß gezeichnet, sondern die unendliche Vielfarbigkeit des Lebens gibt, mit all der Wärme einer großen Liebe, die allein Lebendiges zu schaffen vermag. Darum wird man das Buch lieben, seine Dichterin und seine Heldin, von der sich nichts Größeres sagen läßt als: eine tapfere Frau.

GUDMUNDUR KAMBAN

Ich seh ein großes schönes Land

In Leinen M 6.50

Der isländische Dichter erzählt in seinem neuen Buch auf Grund alter Überlieferung die Geschichte der abenteuerreichen Entdeckungsfahrten von Island nach Amerika um das Jahr 1000. Diese Fahrten sind erfüllt von Gefahren und harten Kämpfen mit der Natur und den Eingeborenen. Neben den Männern stehen als treibende Kräfte einige herrliche Frauengestalten: Thurid, die leidenschaftlich Liebende, Gudrid, die Gütige, Thorgunna, die Prachtliebende, und Freydis, die unerbittliche Rächerin, die das Schwert führt und dem unwürdigen Geliebten den Tod gibt. Den Hintergrund der figurenreichen Szenen bildet eine Welt, in der die alte Götterzeit und das Christentum miteinander ringen. Zauberhaft ertönen die Lieder der Wala; aber in die alten Kampfweisen für Thor und die Asen mischt sich der lateinische Gesang der Messe. Kamban hat hier abermals eine Großzeit nordischer Vergangenheit in lebendigste Nähe gerückt. Es ist die gleiche Kunst wie in seinem Roman

Die Jungfrau auf Skalholt

In Leinen M 7.50

Dieser Roman, erfüllt von großen Leidenschaften, reich an dramatischen Szenen, ist mit einmütigem Beifall aufgenommen worden. Gestalten wie dem mächtigen Bischof und seiner Tochter wird man selten in der neueren Dichtung begegnen, und der Zusammenstoß der beiden Menschen ist mit einer hineinreißenden Kraft gestaltet.

Neue Erzählungen und Romane

FRIEDRICH SCHNACK

Sibylle und die Feldblumen

Mit 8 handkolorierten Blumenbildern. In Leinen M 6.-

Aus der schönen Stadt Freiburg im Breisgau wandert der Dichter mit der fünfzehnjährigen Sibylle hinaus in die Wiesen, Wälder und Felder, um mit ihr das Blumenjahr vom Schneeglöckchen bis zur Christrose und dem weihnachtlichen Mistelzweig zu erleben. Fast jede Blume hat ihre Geschichte, die sich an den Namen oder auch an die Heilwirkung der Pflanze knüpft, und viele sind von Legenden umwoben. Aber der Dichter kennt auch die heilsamen Tränklein: den galligen Saft des Löwenzahns, den Maiblumenwein gegen Podagra und Gliederweh. So durchdringen sich aufs anmutigste Blumenerlebnis und Belehrung. Die ganze Zartheit, die wir in der Dichtung Friedrich Schnacks lieben und die namentlich auch in seinem „Leben der Schmetterlinge“ spürbar ist, finden wir in diesem neuen Werke wieder, das so recht ein Buch für Blumenfreunde ist – aber auch geschaffen, viele erst zu Blumenfreunden zu machen.

ANTON COOLEN

Die drei Brüder

Roman. Übertragen von Bruno Voets. In Leinen M 5.-

Der niederländische Dichter, der uns die großartigen Romane „Brabanter Volk“ und „Das Dorf am Fluß“ schenkte, hat hier wieder eine Reihe unvergesslicher Gestalten geschaffen: den alten Landarzt Friso van Laefe, seine Schwester Frode und seine drei Söhne. Sie alle stehen lebendig vor uns und zugleich – und das eben macht sie zu Menschen, mit denen die Begegnung lohnt – unwittert von ihrem Geheimnis. Ländliches Idyll und tragische Erschütterung sind in einer bewegten Handlung verschlungen von einem Erzähler, den man mit Recht in die Nachbarschaft des großen Hansün gestellt hat.

STIJN STREUVELS

Der Flachsacker

Roman. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 3.75

Kraft und Fülle dieser Dichtung sind wie der brausende Strom des Lebens selbst. Um Saat und Ernte auf dem Flachsacker, dem Herzstück seines Besitzes, geht der Kampf des Bauern Vermeulen, der als ein Herrscher in seinem Reich auch dem eigenen Sohn nicht weichen will. Das Leben des Bauern, des Hofes und seiner Leute, die Feldarbeit im Wandel der Jahreszeiten, Sang und Tanz der Burschen und Mädchen, Leidenschaften und Liebespiel, die Natur in ihrer Größe und Unerbittlichkeit – das alles hat in diesem Meisterwerk des flämischen Dichters seine klassische Gestaltung gefunden.

Neue Erzählungen

MAX MELL

Das Donauweibchen

Erzählungen und Märchen. In Leinen M 5.-

Der österreichische Dichter, der vor kurzem mit dem Mozartpreis ausgezeichnet wurde, vereinigt in diesem Bande seine erzählenden Dichtungen. Wie in seinen dramatischen Arbeiten, namentlich im „Apostelspiel“, finden wir auch hier eine volkstümliche Kunst, die aufschönste die große Überlieferung der österreichischen Erzähler aufnimmt und fortführt. Neben Legenden und Erzählungen steht als ein besonders reizvolles Stück der Umkreis von Geschichten „Das Donauweibchen“, Blätter aus einem Jugendleben, den Erinnerungen eines alten Wieners nacherzählt. Den Beschluß bilden die bezaubernden „Paradiesmärchen“, die schon nach einigen im Insel-Almanach veröffentlichten Proben das höchste Entzücken Feltz Zimmermans' weckten und zum Schönsten gehören, was ein Dichter je dem Volkssmund nacherzählt hat.

GERTRUD VON LE FORT

Die Magdeburgische Hochzeit

Erzählung. In Leinen M 5.50

In großen starken Bildern schildert die Dichterin die tragische Stellung Magdeburgs im Dreißigjährigen Krieg. Mit den geschichtlichen Ereignissen ist das Schicksal einer jungen Magdeburgerin verknüpft, um deren Hochzeit teilweise kreist und die symbolhaft ins Ganze eingeht. Die Eroberung und Zerstörung der Stadt, die schon in den zeitgenössischen Flugblättern mit grausiger Poesie als „Hochzeit“ bezeichnet wird, erscheint als jüngster Tag und Weltgericht: aus dem Untergang erhebt sich das Ewige in reiner Herrlichkeit.

ANDREAS ZEITLER

Fränkischer Sommer

Erzählung. In Leinen M 4.-

Dieses erste Buch eines jungen deutschen Erzählers führt den Leser in die lichtgesättigte heitere und anmutige Landschaft Oberfrankens, die den Hintergrund für einige Schicksale bildet. Da ist ein junger Mensch, der in der Liebe die beglückende Prüfung und Steigerung seines Selbst erfährt; ein Mann, der nach der Krönung seines Tagewerks Verzicht und Demut lernen muß; und da ist vor allem das besinnliche, den Bienen und Blumen liebend zugetane Mädchen Regina, ein unverbildetes Geschöpf, das nach kurzer Eintracht den geliebten Freund verliert und sich hernach, unversehens zur Frau gereift, aufschönste in seinem lauterem Wesen bewährt. Das Buch klingt in die Gewissheit aus, daß sich das Graufame doch wieder ins Liebreiche verwandelt und alles Ungemach, das über uns kommt, irgendwann einmal als eine tiefe Lebensseligkeit wieder auf Erden erscheint, wenn wir uns nur stark erweisen.

Geschenkwerke

Deutsche Weihnachtslieder

In zweifarbigem Druck. Gebunden M 1.80

Dieses besonders reizvolle Büchlein vereinigt unsere bekanntesten Weihnachtslieder, bearbeitet von Helmut Walcha, für zweistimmigen Gesang oder Blockflöten in C und F. Der Satz erfolgte unter der Leitung von Paul Koch, dem Sohne Rudolf Kochs, in der Werkstatt des Hauses zum Fürsteneck in Frankfurt am Main. Die Bignetten schuf Willi Harwerth. Eine wahrhaft liebenswerte Weihnachtsgabe!

DANIEL CHODOWIECKI · Von Berlin nach Danzig

Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 100 Bilder mit erläuterndem Text
Stammbuch-Querformat. Pappband in Schuber M 4.50

Dies Werk gehört zu den reizvollsten Schöpfungen des berühmten Meisters. Die Treue und Zuverlässigkeit in der Wiedergabe der Danziger Gesellschaft aller Kreise geben uns das deutlichste Bild der alten Hansastadt und ihrer Verhältnisse. Die neue Ausgabe dieses entzückenden Büchleins wurde mit aller Sorgfalt nach den Originalen hergestellt.

Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift

Farbige Wiedergabe in der Originalgröße. Jedes Blatt in Umschlag M 6.-

Zu den bisherigen acht Tafeln kommen jetzt zwei neue: Kaiser Heinrich und Wolfram von Eschenbach. Es sind sowohl wegen der dargestellten Persönlichkeiten wie nach ihrem künstlerischen Wert zwei besonders schöne Blätter, die in ihrem Farbenreichtum einen herrlichen Wandschmuck bilden. — Die früher erschienenen Tafeln sind: Herr Hartmann von Aue, König Konrad der Junge, Graf Kraft von Toggenburg, Herr Werner von Teufen, Herr Walthar von der Vogelweide, Klingor von Ungerslant (Der Sängerkrieg), Der Tannhäuser, Meister Johannes Hadlaub.

Lob des Alters. Sprüche der Weisheit

Gesammelt von Annemarie Meiner. Gebunden M 2.50

Dieses kleine Brevier der Lebensweisheit hat schnell viele Freunde gefunden. Gelassen und voll ernster Fassung, mit gesundem Menschenverstand und auch humorvoll sprechen hier Menschen aller Zeiten vom Sinn des Alters. Es ist ein rechtes Trostbüchlein gegen alle heimliche Angst vor dem Alt- und Einsamwerden und wahrlich nicht nur ein Buch für alte Leute.

Deutsche Gedichte in Handschriften. Halbperg. M 8.50 — Gedichte von Luther bis Hilke in den Schriftzügen ihrer Schöpfer.
Brüder Grimm: Märchen. Auswahl in einem Band. Mit acht handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel. In Leinen M 6.50

Armin Renker: Das Buch vom Papier. Mit 46 Abb. in Lichtdruck, Wasserzeichen, Papierproben und 1 Karte. Hlw. M 10.—
Das alte Hamburg. 154 Bildtafeln. In Leinen M 9.50
Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. Leinen M 10.—

Neue Bücher

RAINER MARIA RILKE

Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921

Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber

In Leinen M 7.-; in Halbleder M 9.-

Mit diesem Band wird die Reihe der Brief-Veröffentlichungen zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Er bildet in der Reihe den fünften Band, der sechste (Briefe aus Muzot, 1921-1926) liegt bereits vor. Die neuen Briefe zeigen die Erschütterung des Dichters durch den Krieg und seinen Weg zur Sammlung und Vorbereitung, deren Frucht die „Duineser Elegien“ und die „Sonette an Orpheus“ wurden. Der Band enthält wieder eine Reihe großer, auch in der Form des Briefes vollendeter Zeugnisse des Menschen und Künstlers.

Die früher erschienenen Briefbände:

Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. – Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907. – Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914. – Briefe aus Muzot, 1921 bis 1926. – Briefe an seinen Verleger, 1906 bis 1926. Jeder Band in Leinen M 7.-; in Halbleder M 9.-

REINHOLD SCHNEIDER

Kaiser Lothars Krone

Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg

In Leinen M 5.-

Dieses packende Werk wird für viele eine Entdeckung bedeuten. Denn Lothar von Supplinburg, der nur etwas mehr als ein Jahrzehnt (1125-1137) als deutscher Kaiser regiert hat, ist weit weniger bekannt als etwa die Sachsen- oder Staufenkaiser. Aber es haben sich in diesem Jahrzehnt sehr viele wichtige Entscheidungen angebahnt, und manches hat sich damals vorbereitet, was Kaiserspfalzen und Reich überdauerte. In großen spannenden Szenen, unter denen der Zug des Bischofs Otto von Bamberg zu den Pommern und der Kampf der Gegenpäpste besonders hervorgehoben sein, zieht dieses Kaiserschicksal an uns vorüber, und wieder offenbart Reinhold Schneider seine große Kunst: dichterische Darstellung und geschichtsphilosophische Betrachtungen fesselnd zu vereinigen.

Von Reinhold Schneider erschienen früher:

Das Inselreich

Gefetz und Größe der britischen Macht. In Leinen M 8.50

Auf Wegen deutscher Geschichte

Eine Fahrt ins Reich. – In Leinen M 3.80

Der Teutoburger Wald, Paderborn, Speyer, Bremen, Tangermünde, Nürnberg, Rudolstadt, Hohenzollern, Ostland – das sind die Stationen der Fahrt. Idee des Reiches, Landschaft und Volkstum sind zu einem Gesamtgemälde deutscher Geschichte zusammengewebt.

Der Ferne Osten

Die immer wachsende Bedeutung Japans für das politische Weltgeschehen und die kriegerischen Verwicklungen in China haben das Interesse am Fernen Osten neu belebt. Die folgenden Bücher, nicht für den Tag geschaffen, offenbaren uns das Wesen der östlichen Welt.

TSUNEYOSHI TSUDZUMI

Japan, das Götterland

Herausgegeben
vom Japan-Institut, Berlin
In Leinen M 6.-

Die Kunst Japans

Mit 8 farbigen Tafeln
und 127 Abbildungen
In Leinen M 20.-

Der japanische Gelehrte hat diese Werke in deutscher Sprache geschrieben. Kultur und Kunst des japanischen Volkes erfahren eine tiefgegründete Deutung. Wir erkennen die starken inneren Kräfte, die das neue Japan mit dem alten verbinden. — Zum Verständnis östlicher Kunst leitet:

EMIL PREETORIUS: Vom Wesen ostasiatischer Malerei

Mit einer Lichtdrucktafel. Gebunden M 3.-

Hier spricht einer der besten europäischen Kenner des Fernen Ostens.

Chinesische Meisterromane:

Die Räuber vom Liang schan Moor

Mit 60 chinesischen Holzschnitten
In Leinen M 12.-

Der Traum der Roten Kammer

(800 Seiten)
In Leinen M 12.-

Die Rache des jungen Mieh

oder Das Wunder der zweiten
Pflaumenblüte

In der Art chinesischer Blockbücher
gebunden, in Leinen M 6.-

Eisherz und Edeljaspis

oder Die Geschichte einer
glücklichen Gattenwahl

Mit chinesischen Holzschnitten
In Leinen M 3.75

In diesen Romanen, die von Franz Kuhn aus dem Urtext übertragen wurden, offenbaren sich uns Leben und Seele des chinesischen Volkes. Sie bieten nicht allein eine fesselnde Unterhaltung, sondern dienen auch dem tieferen Verständnis für den Fernen Osten.

H. HASLUND-CHRISTENSEN: Jabonah

Abenteuer in der Mongolei. Mit einem Geleitwort von Sven Hedin,
118 Abbildungen und einer Karte. In Leinen M 6.50

Jabonah: das ist der Ruf zum Aufbruch der Karawane. Jabonah: dieses Wort öffnet ein neues Tor in die lockende Welt der großen Abenteuer. Mit einer beglückenden Fritsche berichtet Haslund, „der geborene Schilderer asiatischen Lebens“, von der Gründung einer Farm durch eine Gruppe junger Menschen tief in der Mongolei. Es ist ein herrliches Weihnachtbuch für Alt und Jung!

Rudolf Koch und sein Schaffen

In neuer Auflage erschien

Rudolf Kochs Deutschlandkarte

In vielen Farben gedruckt. Größe: 163×120 cm. Unaufgezogen M 18.-;
nach Landkartenart aufgezogen mit Stäben M 30.-

Als ein Vermächtnis an sein geliebtes Vaterland hinterließ Rudolf Koch die Deutschlandkarte, an der er mit treuen Helfern zehn Jahre gearbeitet hat. Wir freuen uns, dies herrliche Werk jetzt in neuer, vielfach verbesserter Gestalt wieder vorlegen zu können.

Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch

Mit einem Selbstbildnis Kochs als Soldat. In Leinen M 3.75

Den Menschen Rudolf Koch wird man am besten aus seinem Kriegsbuch kennen lernen, das auch innerhalb der Kriegsliteratur einen besonderen Platz einnimmt. Als einfacher Soldat ist Rudolf Koch mit neununddreißig Jahren ins Feld gezogen. Was er in drei Jahren an den Fronten in Serbien, Frankreich und Rußland erlebte, hat er mit der Geduld und Treue, die der Kern seines Wesens waren, aufgezeichnet. Ein vorbildlicher Geist spricht aus dem Buch.

Das Zeichenbuch

In Leinen M 5.-

Das ABC-Büchlein

In Pappband M 2.80

Diese beiden Werke zeigen Rudolf Koch als Kenner alter Zeichen und als großen Formschöpfer. Zeichen und Schrift erlebt man im Studium dieser Bücher als wahrhaft lebendige, sich wandelnde Wesen, von denen ein besonderer Zauber ausgeht.

Die Weihnachtsgeschichte

Ein Blockbuch in zehn Holzschnitten. In Pappband M 1.80

Zur Geschichte von der Geburt Christi, wie sie im Evangelium des Lukas geschrieben steht, hat Rudolf Koch eine Reihe von Bildern geschaffen, die er nach Art der alten Blockbücher mit der Schrift zusammen aus demselben Holzblock schnitt. Eine besonders schöne Weihnachtsgabe.

In der Insel-Bücherei erschienen:

Häusliches Leben. In 24 Schattenbildern (Nr. 124). — Ein Deutscher. Kleine Schriften (Nr. 504). — Das kleine Blumenbuch. In vielen Farben. Zeichnungen von Rudolf Koch, in Holz geschnitten von Fritz Kredel (Nr. 281).

GEORG HAUPT

Rudolf Koch der Schreiber

Mit 64 Bildtafeln und vielen Textabbildungen. In Leinen M 8.50

Ein langjähriger Freund Rudolf Kochs hat dem Meister hier ein Denkmal gesetzt, das uns von seiner Art und seiner Arbeit Kunde gibt. Die Abbildungen gewähren, zum ersten Mal in solcher Reichhaltigkeit, einen vollkommenen Überblick über die verschiedensten Schaffensgebiete Kochs.

Dichtung der Gegenwart

ERNST BERTRAM

Der Rhein Straßburg Michaelsberg
Gedichte. M 4.- Ein Gedichtkreis. M 4.- Prosadichtung. M 4.-

HANS CAROSSA

Geheimnisse des reifen Lebens Führung und Geleit
Aus den Aufzeichnungen Angermanns Ein Lebensgedenkbuch
In Leinen M 5.50 In Leinen M 5.-

Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend
In Leinen M 5.-

Tagebuch im Kriege Gedichte Der Arzt Zion
In Leinen M 3.- In Leinen M 4.- Erzählung. In Leinen M 5.-

RICARDA HUGH

Die Verteidigung Roms Der Kampf um Rom
Die Geschichten von Garibaldi. Jeder Band in Leinen M 6.-

EDZARD SCHAPER

Die sterbende Kirche Das Leben Jesu
Roman. In Leinen M 6.- In Leinen M 6.50

FRIEDRICH SCHNACK

Die brennende Liebe Das Leben der Schmetterlinge
Roman. In Leinen M 6.- Naturdichtung. In Leinen M 6.-

Klick aus dem Spielzeugladen
Roman für das große und kleine Volk. In Leinen M 4.-

RAINER MARIA RILKE

Gesammelte Werke in sechs Bänden
In Leinen M 35.-; in Halbleder M 45.-

Einzelausgaben: Erste Gedichte. - Frühe Gedichte. - Das Buch der Bilder. -
Neue Gedichte. - Späte Gedichte. Jeder Band in Leinen M 5.- - Duineser
Elegien. In Leinen M 3.- - Das Stunden-Buch. In Halbleinen M 3.- - Geschich-
ten vom lieben Gott. In Leinen M 4.50 - Die Aufzeichnungen des Malte Lau-
rids Brigge. In Leinen M 5.50 - Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. In Leinen M 7.-

Dichtung der Gegenwart

KARL HEINRICH WAGGERL

Das Jahr des Herrn Mütter Schweres Blut
Roman. In Leinen M 5.- Roman. In Leinen M 5.- Roman. In Leinen M 5.-

Wagrainer Tagebuch
In Leinen M 3.-

ERNEST CLAES

Bruder Jakobus
Roman. In Leinen M 5.50

Black
Geschichte eines Hundes. M 3.80

ANTON COOLEN

Brabanter Volk
Roman. In Leinen M 5.-

Das Dorf am Fluß
Roman. In Leinen M 5.-

FELIX TIMMERMANS

Pieter Bruegel
Roman. In Leinen M 6.-

Franziskus
In Leinen M 5.-

Bauernpsalm
Roman. In Leinen M 5.-

FRANS EEMIL SILLANPÄÄ

Eines Mannes Weg
Roman. In Leinen M 5.-

Menschen in der Sommernacht
Roman. In Leinen M 3.80

PER IMERSLUND

Das Land Noruega · Erlebnisse in Mexiko
In Leinen M 4.50

DAVID HERBERT LAWRENCE

Liebende Frauen
Roman. In Leinen M 6.-

Die gestiefelte Schlange
Roman. In Leinen M 6.-

Der Zigeuner und die Jungfrau
Novellen. In Leinen M 6.-

Weitere Werke

der zeitgenössischen Dichter in der Sammlung Dichter unserer Zeit auf Seite 14

Briefe und Lebensgeschichte

- Beethovens Briefe in Auswahl.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.-
- Friedrich Nietzsche: Briefe.* Ausgewählt von Richard Dehler. In Leinen M 4.50
- Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen.* Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.-
- C. S. Terry: Johann Sebastian Bach.* Mit Geleitwort von Karl Straube. 33 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Frauenleben in Briefen und Memoiren

- Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe.* Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50
- Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinsens von Humboldt.* In Leinen M 6.50
- Katharina II. von Rußland: Memoiren.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50
- Carolins Lebens in ihren Briefen.* Eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50
- Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren.* Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 6.50
- Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte v. Orleans.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50
- Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemmer.* Neue Ausgabe. Mit 10 Abbildungen. In Leinen M 7.50
- Briefe von Goethes Mutter in Auswahl.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 4.50

Geschichte und Geschichten

- Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten.* In Leinen M 6.-
- Inhalt: Bach - Klopstock - Goethes Gesang und Gesetz; Geheimnißlehre; Simultane Überlieferung - Schiller - Norden und deutsche Romantik - Beethoven - Kleist - Stifter - Möglichkeiten deutscher Klassik.
- Deutsche Vergangenheit.* Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Neun Bände mit je 16 Bildtafeln. Jeder Band in Leinen M 7.50; Gesamtpreis M 60.-
- Clausewitz, Karl von: Vom Kriege.* Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. In Leinen M 6.50
- Politische Reihe: Die Germanen in der Völkerwanderung / Das Frankenreich / Die Sächsischen und Salischen Kaiser / Die Hohenstaufen. - Kulturhistorische Reihe: Klosterleben im Mittelalter / Geistesleben im Mittelalter / Ordensritter und Kirchenfürsten / Fürsten und Ritter / Bayern, Bürger und Hanse.*
- Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko.* Mit 2 Bildern und 1 Karte. In Leinen M 6.50
- Kippenberg, Anton: Geschichten aus einer alten Hansastadt.* In Leinen M 3.80
- Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers.* (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. In Leinen M 7.50
- Scheffler, Karl: Holland.* Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 9.-
- Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. In Leinen M 9.-
- Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.-
- Paris.* Mit 87 Bildtafeln. In Leinen M 9.-

Klassiker- und Gesamtausgaben

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE

Siebzehn Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 135.-; in Leder M 235.-
Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf
rund 15000 Seiten bietet.

Goethes Briefe und Tagebücher. Zwei Bände.
In Leinen M 18.-; in Leder M 30.-

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit
Eckermann. In Leinen M 9.50; in Leder
M 16.-

Gespräche mit Eckermann. Vollständige
Ausgabe. In Leinen M 7.50; in Leder
M 13.-

Sämtliche Gedichte. In zeitlicher Folge.
Zwei Bände. In Leinen M 12.-; in Leder
M 20.-

Faust. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier.
In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50

Farbenlehre. Vollständige Ausgabe mit 32
3. L. vielfarbigen Tafeln. In Leinen M 10.-

DER VOLKS-GOETHE

Goethes Werke in sechs Bänden.

Im Auftrag der Goethe-Gesellschaft ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt.
Neu bearbeitet von Gustav Koethe. (3900 Seiten.) In Leinen M 18.-

Cervantes: Don Quixote. Vollständige
deutsche Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen
M 12.-; in Leder M 20.-

Eichendorff, Joseph von: Werke in zwei
Bänden. In Leinen M 6.-

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige
Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 9.-

Der Heliand. In Simrocks Übertragung.
Eingeleitet von Andreas Heusler. In Leinen
M 3.50

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke.
Taschenausgabe in einem Band. In Leinen
M 9.-; in Leder M 15.-

Hölderlin, Friedrich: Gesammelte Briefe.
In Leinen M 6.-; in Leder M 12.-

Ομηρον επη. Homers Werke (*Ilias* und
Odyssee) im griechischen Urtext. Ta-
schenausgabe. In Leinen M 6.-

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in
einem Band. In Leinen M 8.50; in Leder
M 15.-

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke.
Taschenausgabe in einem Band. In Leinen
M 9.-; in Leder M 15.-

Der Nibelungen Not und Kudrun. Im
Urtext. In Leinen M 6.-

Novalis: Dichtungen. In Leinen M 4.50

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. Mit
52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a.
Zwei Bände. In Halbleinen M 10.-. Mit
handkolorierten Holzschnitten in Halbperg.
M 16.-; in Schweinsleder M 30.-

*Stendhal, Friedrich von: Gesammelte Wer-
ke* in acht Bänden. In Leinen M 55.-

Stifter, Adalbert: Werke in drei Bänden
(Volks-Stifter). 1. Erzählungen. 2. Der
Nachsommer. 3. Witiko. In Leinen M 12.-

*Die Erzählungen aus den Tausendundein
Nächten.* Vollständige deutsche Ausgabe
in sechs Bänden. In Leinen M 50.-; in
Leder M 90.-

Das gute billige Buch im Insel-Verlag

Dichter unserer Zeit

Jeder Band in Leinen M 3.75

- Claes, Ernest: Flachskopf.* Ein heiterer Roman aus Flandern. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans.
- Huch, Ricarda: Der Dreißigjährige Krieg.* Vollständige Ausgabe in zwei Bänden.
- *Michael Unger.* Roman.
- *Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri.* Roman.
- Koch, Rudolf: Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch.* Mit einem Selbstbildnis Kochs als Grenadier.
- Lawrence, D. H.: Söhne und Liebhaber.* Roman.
- Sillanpää, Frans Eemil: Silja, die Magd.* Roman.
- Streuvels, Stijn: Der Flachsacker.* Roman.
- Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern.* Mit Zeichnungen des Dichters.
- *Pallierter.* Roman. Mit Zeichnungen des Dichters.
- Waggerl, Karl Heinrich: Brot.* Roman.
- In dieser Reihe erschien außerdem:
- Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl.* Roman. Mit chinesischen Holzschnitten. Übertragen von Franz Kuhn.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M 3.50

- Balzac, Honoré de: Verlorene Illusionen.*
- Coster, Charles de: Uilenspiegel und Lamme Goedzak.* Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.
- Defoe, Daniel: Robinson Crusoe.* Nach der ältesten deutschen Übertragung. Nachwort von Severin Rüttgers.
- Flaubert, Gustave: Frau Bovary.* Roman.
- Fontane, Theodor: Effi Briest.* Roman.
- Goethe: Die Wahlverwandtschaften.* Ein Roman.
- Gottlieb, Jeremias: Wie Uli der Knecht glücklich wird.* Nachwort von Paul Ernst.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Der abenteuerliche Simplicissimus.* Nachwort von Reinhard Buchwald.
- Jacobsen, Jens Peter: Niels Lyhne.* Roman.
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich.*
- *Die Leute von Seldwyla.*
- Lagerlöf, Selma: Gösta Berling.* Erzählungen aus dem alten Wermland.
- Scheffel, Joseph Victor von: Ekkehard.* Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.
- Stendhal, Friedrich von: Rot und Schwarz.* Zeitbild von 1830.
- Stevenson, R. L.: Die Schatzinsel.* Mit vielen Holzschnitten von Hans Alexander Müller.
- Swift, Jonathan: Gullivers Reisen.*
- Tolstoi, Leo: Anna Karenina.* Roman in zwei Bänden (je 700 Seiten).

Das gute billige Buch im Insel-Verlag

Die Hausbücher der Insel

Jeder Band in Leinen M 4.50

Böhme, Jakob: *Schriften.* Ausgewählt von Friedrich Schulze-Maizier. Mit einem Bildnis Böhmes.

Die neue Böhme-Ausgabe will aus dem Gesamtwerk des „Philosophus teutonius“ durch Auswahl des heute noch Lebendigen ein Bild des Menschen darbieten und die Entwicklung des Philosophen deutlich machen. Sie zeigt Böhmes faustisches Bemühen um einen letzten Lebensstimm, seinen unerschrockenen Blick in die Abgründe des Daseins.

Bürger, Gottfried August: *Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen* Mit den Holzschnitten von G. Doré. Großquart. Pappband.

Busch, Wilhelm: *Aus alter Zeit.* Mit vielen Handzeichnungen des Meisters. Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe in einem Band. (1005 Seiten.)

Inhalt: Arnim: Der tolle Swastke – Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl – Büchner: Lenz – Droste: Hülschhoff: Die Judenbuche – Eschendorff: Taugenichts – Fouqué: Undine – Goethe: Novelle – Goethe: Wärbli, der Korber – Grillparzer: Der arme Spielmann – Hauff: Das kalte Herz – Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend – E. L. Hoffmann: Der Elementargeist – Gottfried Keller: Spiegel, das Mädchen – Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chile – Eduard Mörike: Mozart auf der Messe nach Prag – Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Martin Wutz in Auenthal – Schiller: Der Geisteserbe – Schlegel: Erzählung des Obersten Morfe – Stifter: Der Hagestolz – Tieck: Der blonde Eckbert.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. (616 Seiten.)

Inhalt: Das Hildebrandslied – Beowulf – Walther und Hildegund – Sigfried und die Nibelunge – Wieland der Schmied – König Dietrich – Der getreue Wolf Dietrich – König Dietrich von Bern – Kudrun – Der Nibelunge Not.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers.

Der Band enthält: Der hörnern Siegfried – Die vier Haimonskinder – Herzog Ernst – Wigalois – Kaiser Barbarossa – Die schöne Melusine – Die geduldige Griseldis – Die schöne Magelona – Hirlanda – Fortunat – Eulenspiegel – Die Schuldbürger – Doktor Faust.

Meister Eckhart: *Deutsche Predigten und Traktate.* Neue Ausgabe herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Rippenberg.

Die Bilder zeigen alle bedeutenden Goethestätten, Bildnisse, Handschriften, Zeichnungen von Goethes Hand und den Kreis der Persönlichkeiten, die mit dem Begriff Weimar und Jena verbunden sind.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute.

Hauff, Wilhelm: *Märchen.* Vollständige Ausgabe.

Schwab, Gustav: *Sagen des klassischen Altertums.* Vollständige Ausgabe mit 96 Zeichnungen von J. Klarman. (1020 Seiten.)

Stifter, Adalbert: *Der Nachsommer.* Roman. Ungekürzte Ausgabe.

– **Witiko.** Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. Ungekürzt. (930 Seiten.)

– **Erzählungen.** (900 Seiten.)

Der Band enthält: Hochwald – Abbas – Briggitta – Hagestolz – Waldsteig – Bunte Steine – Nachkommenschaften – Sonnenfinsternis.

Die schönsten Geschichten aus Tausend-undeiner Nacht. In einem Band.

Waldmann, Emil: *Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst.* Mit 192 Bildtafeln.

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennig

Die Insel-Bücherei wurde im Jahre 1912 begründet. Aus Anlaß des Jubiläums ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens erschienen zwei Jubiläumserien von je zwölf Bänden, beginnend mit dem 500. Band, die wir hier verzeichnen. — * Bilderbände und Bände mit farbigen Bildern.

- * *Busch, Wilhelm: Hernach.* Ein Bilderbuch mit Reimen. (Nr. 507)
- Carossa, Hans: Gedichte.* Vom Dichter ausgewählt. (Nr. 500)
- Conrad, Joseph: Jugend.* Erzählg. (Nr. 511)
- Deutsche Gedichte.* Ausgewählt von Katharina Kippenberg. (Nr. 512)
- Goethe: West-östlicher Divan.* (Nr. 501)
- * *Das kleine Buch der Greife.* Einheimische Raubvögel. 24 Tafeln. Geleitwort von Otto Febringer. (Nr. 515)
- * *Hokusai: Fujijama, der ewige Berg Japans.* 36 Bilder n. japan. Holzschnitten. (Nr. 520)
- Briefe Hölderlins.* Mit einem Nachwort von Adolf von Grolman. (Nr. 506)
- Kierkegaard-Brevier.* Herausgegeben von Peter Schäfer und Max Benfe. (Nr. 519)
- Koch, Rudolf: Ein Deutscher.* Kleine Schriften. (Nr. 504)
- Kudrun.* Dem alten Epos nacherzählt von Severin Rüttgers. (Nr. 509)
- Mozarts Briefe.* Mit einem Geleitwort von Max Mell. (Nr. 516)
- * *Die Muttergottes.* Deutsche Bildwerke. 48 Bildtafeln. (Nr. 517)
- Die Bildwerke des Naumburger Doms.* 44 Bildtafeln. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Pinder. (Nr. 505)
- Nietzsche, Friedrich: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben.* Mit einem Nachwort v. Hans Freyer. (Nr. 523)
- * *Das kleine Pilzbuch.* Bilder von Willi Harmerth. Geleitwort von Sandro Limbach und Friedrich Schnack. (Nr. 503)
- Pindars Olympische Oden.* Übertragen und eingeleitet von Franz Dornseiff. (Nr. 513)
- Schaper, Edzard: Das Lied der Väter.* Erzählung. (Nr. 514)
- Schaumann, Ruth: Der Petersiliengarten.* Ein Märchen. (Nr. 510)
- Stifter, Adalbert: Der Heilige Abend.* (Bergkriftall.) Erzählung. (Nr. 518)
- Timmermans, Felix: Beim Krabbenkocher.* Erzählung. (Nr. 508)
- Wagler, Karl Heinrich: Kalendergeschichten.* (Nr. 522)
- Wagner, Richard: Die Meistersinger von Nürnberg.* (Nr. 502)
- Weiß, Konrad: Die kleine Schöpfung.* Verse mit Zeichnungen von Karl Caspar. (Nr. 521)

Als Jubiläumsschrift erschien: Die Insel-Bücherei 1912—1937

Gebunden 50 Pfennig. Mit Beiträgen von Rudolf G. Binding, Annemarie Meiner, Richard Jütte und Severin Rüttgers sowie vollständigem Verzeichnis der Insel-Bücherei.

In neuer Gestalt erschienen folgende Inselbände:

- Arndt, Ernst Moritz: Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.* Die deutsche Wehrmannschaft. (Nr. 71)
- Briefe des Feldmarschalls Blücher.* (Nr. 357)
- Goethe: Pandora.* Ein Festspiel. Mit den vier Bildern der Originalausgabe. (Nr. 411)
- Das Evangelium und die Briefe Sankt Johannis.* Mit einem Nachwort von Adolf von Harnack. (Nr. 127)
- Alte deutsche Liebeslieder.* (Nr. 4)
- Schwester Mechtild von Magdeburg: Gesichte.* Dichtungen der deutschen Mystik. (Nr. 404)
- Plutarch: Das Leben des Themistokles.* Übertragen und eingeleitet von Wilhelm Capelle. (Nr. 122)
- Wernher der Gärtner: Meier Helmbrecht.* Übertrag. von Fritz Bergemann. (Nr. 304)

Freunde unserer Bücher weisen wir auf unsere Zeitschrift „Das Insel-Schiff“ hin, die viermal im Jahr erscheint (Jahrgang M 3.—, Einzelheft M 1.—). Vollständige Verzeichnisse aller lieferbaren Bücher des Insel-Verlags und der Insel-Bücherei sind durch jede gute Buchhandlung oder, wo solche nicht vorhanden, unmittelbar vom Insel-Verlag (Leipzig C 1, Kurze Straße 7) unentgeltlich zu beziehen.



Ostpreußische Siedlung.

Siedlungen.

Die vornehmste Frage ist nach wie vor die Siedlung. Was ist in dieser Sache geschehen? Wir besteigen die Autos und fahren ins platte Land hinaus. Die Altsiedlungen müssen dem Fremden schon gezeigt werden, da sie nach zwanzigjährigem Bestand sich höchstens durch den Stil von den Bauernhöfen unterscheiden. In der letzten Zeit der sogenannten Demokratie hat man die Sache ein wenig vom grünen Tisch aus gemacht. Wir sehen Neuhöfe, gleich hinter Königsberg, in der Mitte der Felder der Hof, ringsherum Wasserlachen, an der nahen Küste liegt der Ostwind und drückt das Grundwasser in die Höhe. Auf der anderen Seite die Gegenbeispiele auf Boden-

wellen, ein Wohnhaus mit vier Räumen, ein Stallgebäude mit Scheune parallel dazu oder im rechten Winkel. Nachher taucht ein Typus auf, der Wohnhaus und Stall mit Scheune unter dem gleichen Dach vereinigt. Im ersten Jahr steht das alles ein wenig kühl und beziehungslos mitten auf dem Blachfeld. Nach zehn Jahren sind auf den gut bewirtschafteten Höfen Obstbäume nachgewachsen. Der Bauer hat hinzugebaut, die Bäuerin hat einen hübschen Garten in Betrieb, aus dem es grün herausleuchtet von Salat und Kohl und rot und weiß von Blumen. Die Hoffstatt ist durch Zäune und Hecken abgeschlossen. Daran erkennt man die guten Siedler. Es gibt andere, bei denen die Hoffstatt noch steht, wie sie über-

nommen wurde; sie sind in der Minderzahl. Oft fehlt es an der Frau, wie der Garten ausweist, der überall auf dem Land Sache der Bäuerin ist. Früher bekam jeder Boden, der sich bei der Landsiedlungs-Gesellschaft meldete, vor allem dann, wenn er einige Barmittel vorweisen konnte. Das hat sich grundlegend geändert. Die Siedler durchlaufen jetzt ein strenges Prüfungssystem, das weniger nach Geld fragt als nach Erbgesundheit von Mann und Frau und deren Vorfahren und nach ausgewiesener Fähigkeit von beiden Teilen. Ein tüchtiger Mann mit einer untüchtigen Frau kommt nirgends mehr hinein. Vorgezogen werden Bauernsöhne und Kleinbauern, die sich auf einem bescheidenen Besitz bewährt haben. Ihr Ortsgruppenleiter kann darüber ja gütliche Auskunft geben. Leute, die nicht vom Land kommen, Kleinsiedler oder Laubenkolonisten, können sich beim Bauern die notwendigen Erfahrungen verschaffen. Unter Umständen bekommt der Siedler die ganze Summe für das Gut vorgeschossen; nur für das bewegliche Inventar muß er aufkommen. Die Verzinsung enthält den Einbau von einem halben Prozent Amortisation; da die Zahlung durch alle Jahre gleichbleibt, auch bei veringerteter Schuldsomme, ist ein Gut in sechzig Jahren Eigentum. Die Anteile liegen nicht unter zwanzig Hektar, bei ganz schwerem oder ganz leichtem Boden können sie bis sechzig Hektar steigen, da der erstere Pferdehaltung voraussetzt und der andere bei geringerem Ertrag eine größere Arbeitsleistung verlangt. In der lektvergangenen Zeit wurden die Lose oft zu klein genommen, so daß der Siedler auf seinem Boden nicht leben und nicht sterben konnte. Der Nationalsozialismus geht genau den entgegengesetzten Weg als der Bolschewismus: der letztere vernichtet den freien Bauern, der erstere züchtet und entwickelt ihn. Allein das sollte genügen, um das Gerede vom deutschen Nationalbolschewismus als minderwertige Geistesleistung zu kennzeichnen.

Wir fahren und fahren. Zuerst an der Küste entlang. Das weite strahlende Bild vom Kurischen Haff mit der Nehrung dahinter, draußen die See mit ziehenden Dampfern. Diese Dampfser, richtig, wie war das? Der Umschlag des Hafens hat ebenfalls zugenommen. Juni 1932 nicht 150 000 Tonnen, 1933 210 000. Wieder Heiligenbeil, aber nun schlagen wir uns südlich ins Land hinein. Ein neues Dorf, lockere Gruppensiedlung, nicht zu nahe aufeinander, damit jeder gut zu seinem Land liegt, nicht zu weit voneinander, damit der Zusammenhang gewahrt bleibt. Leicht welliges Land. Jede Siedlung hat ihren Führer, der keineswegs zur Partei zu gehören braucht, im Gegenteil, gerade durch diese Mitarbeiter am Ganzen wächst er ins Gesamtwerk hinein und denkt mit dem Ganzen, bevor er sich's versteht. Unser Führer berichtet. Da kommen sie immer noch mal, sogar Nationalsozialisten, und erzählen: „Ich verrete die Handwerker!“ Oder: „Ich habe die Kleinhändler hinter mir!“ Dazu lacht man bestenfalls: „Mein Lieber, du bist ein Nationalsozialist, vertrittst einen Dreck und hast nichts hinter dir als das ganze Volk. Verstanden? Immer noch Schichten? Immer noch Klassen? Mensch, wann bist du eigentlich aufgewacht zum letztenmal? Das gibt's doch schon lang nicht mehr!“ Wir sind im Ermeland. Altes Bauerngebiet. Guter Mittelboden. Immer sanft gewellt. Gemüse. Kleine Waldstücke. Grüne Talentungen. Höfe. Schwarzweißes Vieh auf den Weiden. Über allem: Weite, Höhe, Grenzenlosigkeit. Ostpreußen ist kein Land der großen Wälder, nur im Süden findest du auf dürrigstem Boden ausgedehntere Kiefernbestände. Es ist auch nicht das Land der Großgrundbesitzer, als das es immer noch betrachtet wird. Der wirkliche Großgrundbesitz ist hier sogar selten. — Auf dem Haff leuchten weiße Segel. Brandenburg, ein Fischer- und Schifferstädtchen mit einer Ordensburg. Am Kanal eine Zeile von niederen Fischerhäusern, Siebel an Siebel. Davor Boote und Netze. — Korfchenruh, eine Bodenerhebung im Angesicht des Haffs: Segelfliegerlager. — Ein

Mischwald, mitten hindurch die Straße von Birken eingefast. Wieder Siedlungen, aufgeteilter Großgrundbesitz. Das lange Stallgebäude hat auf beiden Enden je einen Wohnungseinbau erhalten. In der Mitte enthält es nun die Stallungen und den Scheunenraum für die Siedler. Das ganze Gut ist auf diese Weise in ein Dorf umgewandelt, einfach, geschickt, zweckmäßig und ohne Verlust.

Eine Sonderart ist die Artamanensiedlung. Die Artamanen sind eine deutsche Kameradschaft, eine Art von Kulturorden, auf dem Grundsatz der gegenseitigen Hilfe gegründet. Als Artamane ist man zu jedem Kameradschaftsdienst verpflichtet. Man springt ein bei Unglücksfällen. Man hilft armen Leuten bei der Einbringung der Ernte oder bei der Bestellung des Bodens. Man baut gruppenweise einem verdienten alten Kameraden, den das Los auserwählt hat, seine Siedlung von Grund auf ganz aus eigener Kraft und aus eigenem Können, unentgeltlich, für den Unterhalt kommt der Bund auf. Diese Siedlungen werden natürlich billiger als die öffentlichen. Da der Artamane außerdem zur Selbsthilfe erzogen ist, so wird er sein eigener Zimmermann und Schmied sein. Es ist nicht nötig, einer Artamanensiedlung eine Wagnerstelle und eine Schmiedestelle beizugeben, für deren Unterhalt man die Verantwortung trägt. Artaman ist ein Wort, das aus einem persischen Kult kommt. Es wird mit Artemis verwandt sein, der Göttin der Fruchtbarkeit. Die Artamanen haben in Ostpreußen eine Zukunft, weil sie viele von den behördlichen Forderungen in vorbildlicher Weise erfüllen. Den Gemeinschaftsgeist, auf den das neue Reich so großen Nachdruck legt, bringen sie ohnehin in reinster Ausgestaltung mit.

Immer mehr Siedlungen. Zinten, ein Landstädtchen, das bisher kümmerlich vegetierte. Alle diese Landstädtchen werden zu neuem Blut und Leben kommen. Eine Ordenskirche. Weiter. Wir kreuzen die Baulinie der Reichsautobahn. Mächtige Aufschüttungen für eine Überführung. Diese Arbeiten macht nicht der Arbeitsdienst, sondern sie sind der freien Wirtschaft zur Verfügung gestellt. Viel ist über diese Autobahn geschrieben worden, noch mehr wird geredet und geraunt. Wird sie sich „rentieren“? Wird sie sich nicht rentieren? Eine wirtschaftliche Feststellung: Die Aufschließung eines Landes durch moderne Verkehrsmittel rentiert sich immer und überall. Diese Einsicht scheint mir der Haupttrieb zu sein, aus welchem das große Unternehmen entsteht. Ob sich eine Straße im einzelnen „rentiert“ oder nicht, läßt sich überhaupt nicht nachweisen. Rentiert sich die Straße von Frankfurt nach Basel? Von Basel nach Paris? Wir nehmen es alle an. Rentiert sich eine Straße erster Klasse zwischen großen Verkehrsplätzen besser als eine Straße zweiter oder dritter Klasse? Wir nehmen es auch an. Die neuen Siedlungen werden nach Möglichkeit an gute Straßenverbindungen gesetzt. Warum? Der Grund spricht für sich selbst.

Wir fahren über Landwege. Im Hoppeln und Schaukeln reden wir über Landwirtschaft an sich. Sie liegt in der Entwicklung hierzulande noch sehr zurück. Viel ist zu tun. Die Allgäuer Heurekaute muß eingeführt werden, um dem Bauern das Ausreifen und Heimbringen seines Heues sicherzustellen. Der Spätschnitt, der auf dem Boden nicht mehr trocknet, dörrt aufgestockt im Wind aus. Die Güllewirtschaft wird seit langem angepriesen, aber es ist darin noch wenig vorangeschritten. Der Bauer ist langsam. Zuerst muß er natürlich sicher sein, daß er den Ertrag seiner Mühen hereinkriegt. Die Anlagen kosten Geld. Daß er mit Gülle von seinen Wiesen mehr Gras erntet als ohne Gülle, begreift er schließlich, so dumm ist er nicht. Jetzt geht es noch darum, ihn heranzubringen. Das ist unmittelbare Arbeit am Volk, im Volk, Mann an Mann. Eine schöne Arbeit. Eine kluge, schwere, zähe, fruchtbare Arbeit. Das muß man sehen und begreifen, um ganz zu wissen, was sich in diesem Land geändert hat. —

(Schluß folgt).



Die Bahn wird frei.

Das Wunder.

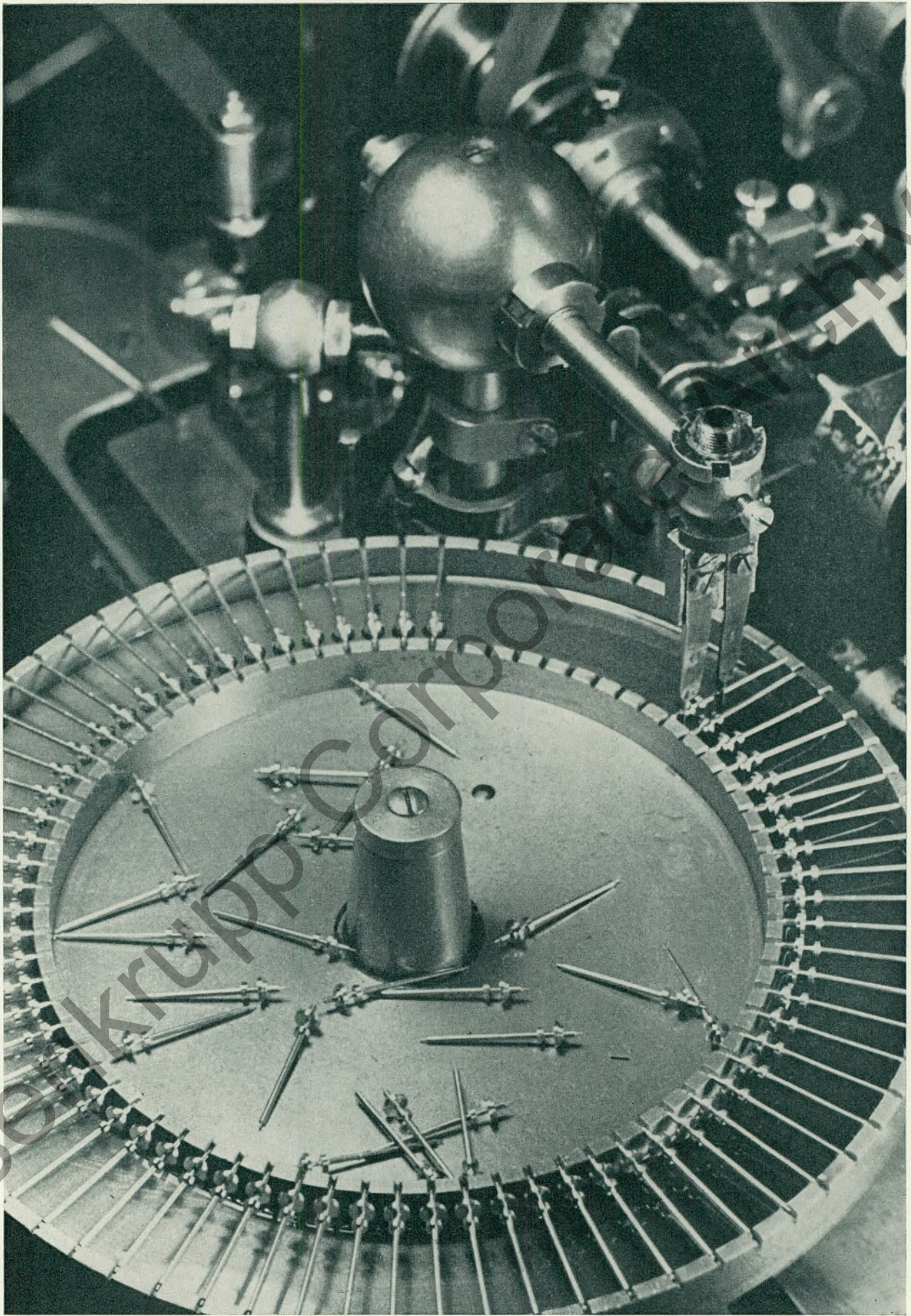
Ein Ausschnitt und sechs Bilder aus dem Bildband „Arbeit“

von Dr. Paul Wolff*.

Jahre des Mißtrauens, des Nichtverstehens, der kalten
 Gleichgültigkeit gegen unsere Arbeit vergingen, wo
 immer wir mit Arbeitern zu tun hatten. Leere Maschinensäle,
 in denen Ölflöße und nicht geflickte Löcher im Fußboden, an
 Wänden und Decken verrietten, daß hier einst Maschinen stan-
 den, Transmissionen liefen, gearbeitet und Brot verdient wurde.

* Vgl. „Die Quelle“ S. 427.

Ganz hinten aber in den Hallen standen ein paar der
 neuesten Automaten, Hochleistungs-Werkzeugmaschinen, an
 denen in fieberndem Tempo von wenigen gearbeitet wurde.
 Sie wurden bedient von Arbeitern, denen es auf dem Gesicht
 geschrieben stand, daß sie uns duldeten, mehr aber auch nicht.
 Diese Maschinen waren der Stolz geschrumpfter Werke, die
 vergebliche Hoffnung, aus Mensch und Maschine neuen Auf-



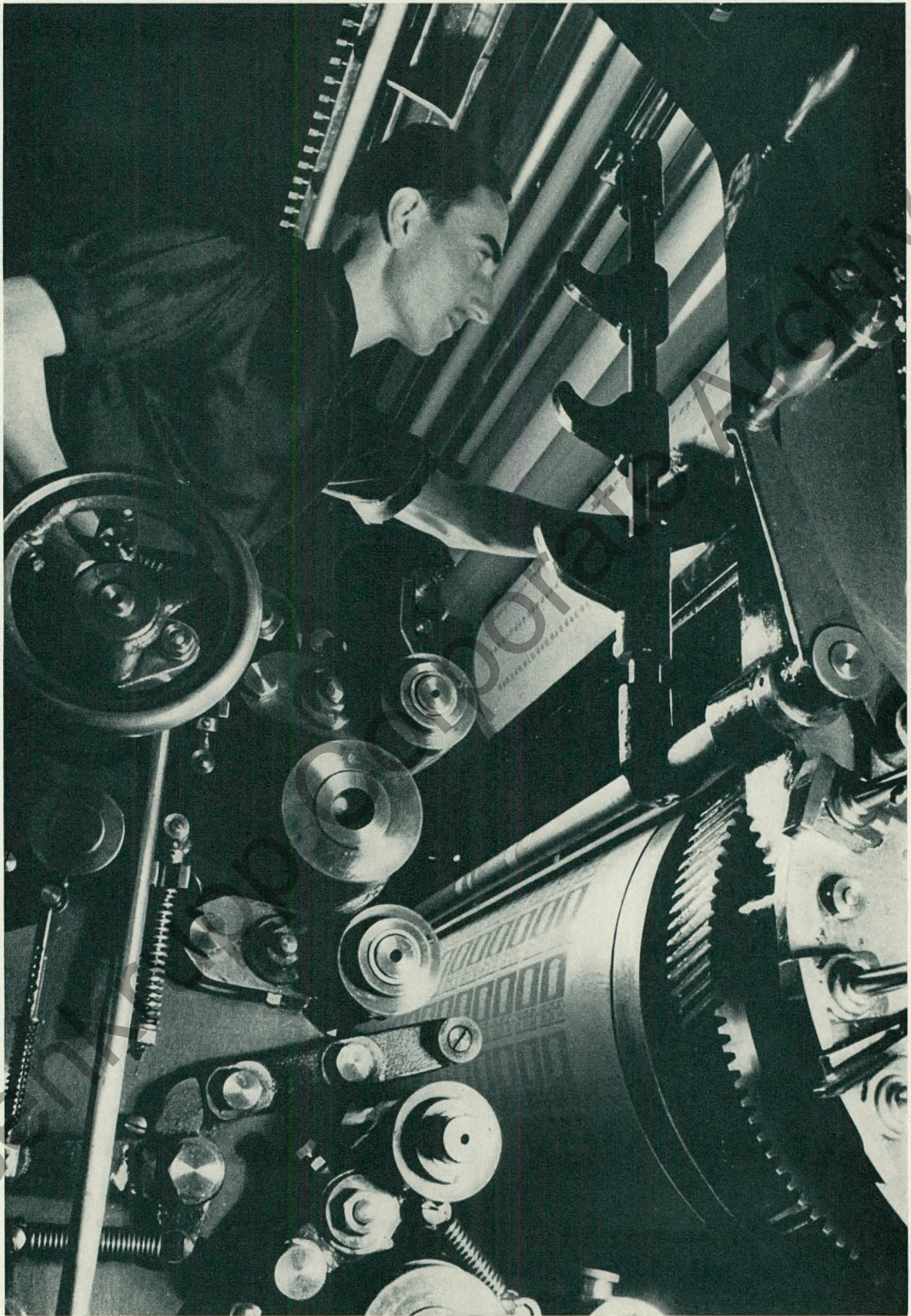
Automat zur Erzeugung von Uhrteilen.

Ein „eiserner Uhrmacher“. Wir sehen seine zweifingerige Hand, die Stück für Stück dem „Karussell“ entnimmt und der Maschine zur Bearbeitung zuführt. Nur das Einlegen der Werkstücke in das Karussell geschieht von Hand, eine Arbeitsleistung, die auch Ungelernten Arbeit gibt.



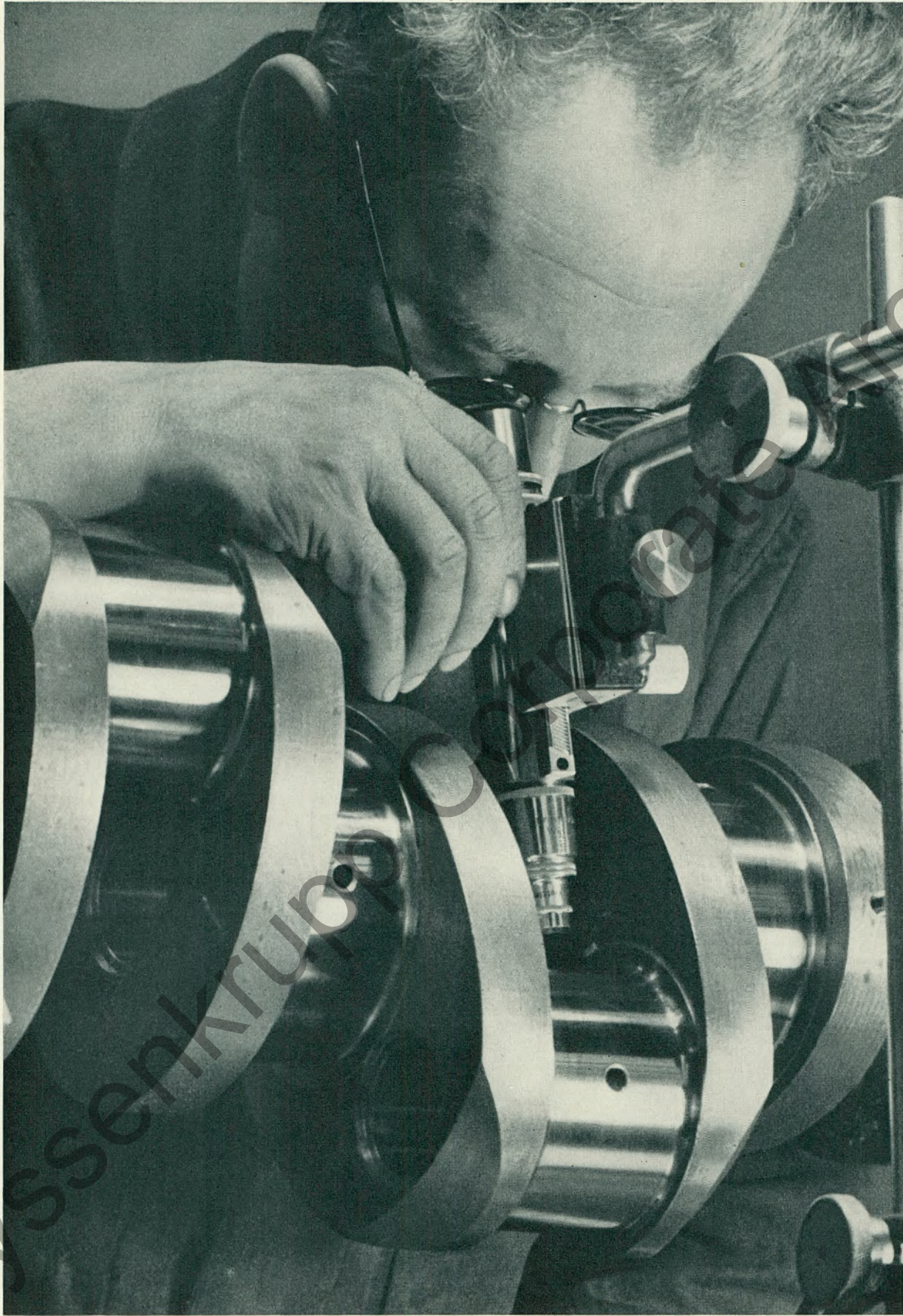
Schaufelrad einer Dampfturbine.

Fast zierlich ornamental wirkt dieses riesige Schaufelrad, das den Fließkräften bei 300 m je Sekunde Umfangsgeschwindigkeit gerade so standhalten muß wie dem Druck und der Hitze höchstgespannten Dampfes, der seinen Antrieb bewirkt.



Der Drucker.

Die kulturelle Bedeutung eines Volkes spiegelt sein Schrifttum. Nur wenige kennen den langwierigen Weg, den ein Buch vom Setzer bis zum Meister an der Druckpresse durchlaufen muß. Wieviel handwerkliches Können, Wissen und Wollen gestaltet das schöne Buch!



An der Kurbelwelle.

Der Herzmuskel des Kraftwagenmotors: Nicht der kleinste Fehler darf der Prüfung dieses Höchstbelasteten entgehen, und spiegelblank müssen die Lagerstellen sein.

bau zu lenken. Aber der Arbeiter stand bedrückt, scheu und mißtrauisch dabei. Als es uns passierte, daß wir während der Arbeit auf die Uhr sahen bei gespanntem Verschuß, flammte der Zorn auf: — Zeitkontrolle durch die photographische Kamera! Jede Seele war wund, jedes Gemüt sah durch dicke Nebel in verheßten Köpfen den verborgenen Feind — in der Werksleitung und in uns. Millionen, die nicht mit öligen Händen Eisen und Stahl formten, lagen auf der Straße, stempelten drauflos, riefen nach Arbeit und Brot und suchten die Schuldigen an ihrem Elend an falscher Stelle.

Die erste Scholle Erde aber, die der Führer gläubigen Herzens umwarf, sie erschloß die Seelen von aber Tausenden und machte sie fähig, eine Saat aufzunehmen, die erst zaghaft, dann aber stärker und tiefer in sie hineinwuchs und sie mit einem Wurzelwerk festigte, lebensstark, unlösbar: Der Baum des Glaubens an die eigene Zukunft, an die Zukunft des Volkes rechte fortan aus aufgeschlossenen Seelen seinen Stamm, der seine Nahrung fand in hoffenden, vertrauenden Herzen.

Fanget an!

Zwei Worte — ein Befehl, aus dem sich ein Wunder gebär, das Wunder, dem wir alle fassungslos unterlagen. Ich verstehe nichts von Wirtschaft und Arbeit, nichts von Möglich und Unmöglich, ich weiß nichts von dem, was man kann und nicht kann in der großen Arbeit eines Volkes, aber ich traue mir zu, mit meinen Augen sehen, aus anderer Augen aber lesen zu können.

Was ich mit meinen Augen sah, dem kann ich Raum geben in den Bildern dieses Buches, das habe ich unumstößlich gesehen. Das aber, was ich aus anderer Augen las, das habe ich erlebt. Dieses Erlebnis begleitet mich von Jahr zu Jahr, durch alle Gaue Deutschlands. Es kann kein erschöpfender Bericht sein, den ich hier mit meinen Bildern geben, mit meinen wenigen Worten schildern kann. Es ist nicht alles — es ist viel, viel mehr — ich weiß es!

Mein Erlebnis ist es, gesehen zu haben, wie sich die Maschinenhallen wieder füllten, wie auch die letzte Werkbank besetzt wurde. Mein Erlebnis ist es, daß ich unter dem Urtrieb von Arbeitsmännern Wälder sinken sah, durch die heute die Straßen des neuen Deutschlands aufeinander zuwachsen. Meine Augen sahen, wie Reihe um Reihe erloschener Hochöfen neu angeblasen wurden, daß ihre Blut gegen den nächtlichen Himmel loderte. Wo aber soll man mit der Schilderung all dieses Unfaßlichen beginnen, wo enden?

Mit Hunderten von Arbeitern habe ich gesprochen. Habe neben ihnen gestanden, wenn sie mit halbnackten Körpern die Gluten flüssiger Metalle in ihre Bahnen lenkten, bin mit ihnen unter Tag gefahren, wenn sie die Kohlen mit ratternden Geseinschlämmern brachen, bin mit ihnen durch Stollen gekrochen und auf die Sichtbühnen ihrer Hochöfen geklettert. Ich stand neben ihnen, wenn sie mit ölig glänzenden Händen in sorgsam prüfender Arbeit Kurbelwellen und Kolben einpaßten oder riesige Dampfturbinen zusammenbauten. Nicht alles habe ich erlebt, gewiß nur Bruchstücke des ganzen großen Werkes der Arbeit — und doch ist es so unendlich viel!

Nie habe ich willigere, selbstlosere „Statisten“ gefunden. Nie wieder in gleichem Maße habe ich bei all meiner eigenen schweren Arbeit erleben dürfen, wie sich mein eigener Wille, mein eigener Wunsch auf die anderen übertrug. Nie habe ich ein größeres Verstehen, aber auch noch nie eine kindlichere und um so erhebendere Achtung vor meiner Arbeit gefunden. War der letzte Handgriff geschehen, waren die letzten Worte gefallen, kam die halb scheue, halb stolze Frage: „War es recht so?“ Und wenn dann solch eine schwielige, große Hand meine eigene vertrauend und kameradschaftlich umspannte, dann senkten sich meine Augen in die Augen dieser Männer, die sich den Schweiß von der Stirne strichen, und sie erlebten das Wunder. Wie weggefeßt aus diesen Gesichtern jedes Miß-

trauen, wie ausgebrannt jeder häßliche und mürrische Zug. In diesen Augen liegt das ergreifende Erlebnis dieser Jahre, liegt das unfaßlichste Wunder einer Zeit, die gelebt zu haben die Welt uns beneiden wird: das Wunder von der Wiedergeburt des deutschen Arbeiters, des deutschen Menschen.

Und noch ein Wunder begab sich: Die letzte Prüfung wollte ich bestanden sehen. Eine große Arbeit hatte mich nach Schlesien geführt. Nun standen wir, nachdem all die gigantischen Bilder der arbeitenden Industrie an uns vorübergezogen waren, auf dem Ramm des Riesengebirges. Fernab die kleinen ärmlichen Dörflein der schlesischen Leineweber.

Die „Weber“ — ich wußte Bescheid! Sie waren einmal mit Dreschlegeln, mit Hacken und Feldsteinen, gefolgt von ihren ausgehungerten Weibern, gegen die kunstgeschmiedeten Parkportale ihrer Bedrücker gerannt, von deren prunkenden Grabmälern der große Friedrich bitter sagte: „Meine Untertanen wohnen im Tode besser als ich in meinem Leben.“ Ich wußte, daß da oben in den ärmlichen Hütchen, um die der Sturm sechs Monate im Jahr tobt, seit Jahren die größte Not herrscht. Wieder einmal hatte das Schicksal diese Ärmsten der Armen von ihren Webstühlen, die dort schon vorzeiten in jedem Hause standen, vertrieben. Wieder einmal hatten sich Hunderte gefragt, ob es sich noch lohne, zu leben. Ob es nicht besser sei, die Webstühle ins Feuer zu werfen, um einmal wieder warm zu haben, statt dieses Leben der Hoffnungslosigkeit weiter zu tragen.

Millionen standen nun wieder in Arbeit und Brot. Die Lören der Bergwerke klirren in eisernem Rhythmus, gefüllt mit Kohle und Erz, über die Bühnen, die Hochöfen vergießen Ströme von Eisen, Eisen wandelt sich sprühend und brausend in Stahl. Allüberall dröhnt der Gleichklang der Arbeit. Die Sirenen rufen in allen deutschen Landen die Arbeiter und senden sie zurück in ihre Heimstätten, wo die Not, die bittere, zermürbende Not ein Ende hat.

Wie aber hier? Wer hat an sie gedacht, wer sich ihrer erinnert, wo tausende Webstühle das in Minuten schaffen, wozu dort oben neben der schnurrenden Rasse Stunden, ja Tage verbraucht werden? Hat man sie nicht vergessen? — Es geht ums Ganze! Wohin mit den paar alten verbrauchten Leuten, die dort oben ihren Blick ins Tal richten, ob von dort unten die Rettung, das Ende dieses dämmernden Zustandes zu ihnen hinaufkommt?

Wir fahren hinauf, auf schlechten Wegen, bei regnerischem Wetter, das jetzt im Juli kalt und fröstelnd uns umfängt. Der Weg ist zu Ende — ein Dörflein, ein paar Wiesen ringsum, auf denen das Wasser steht.

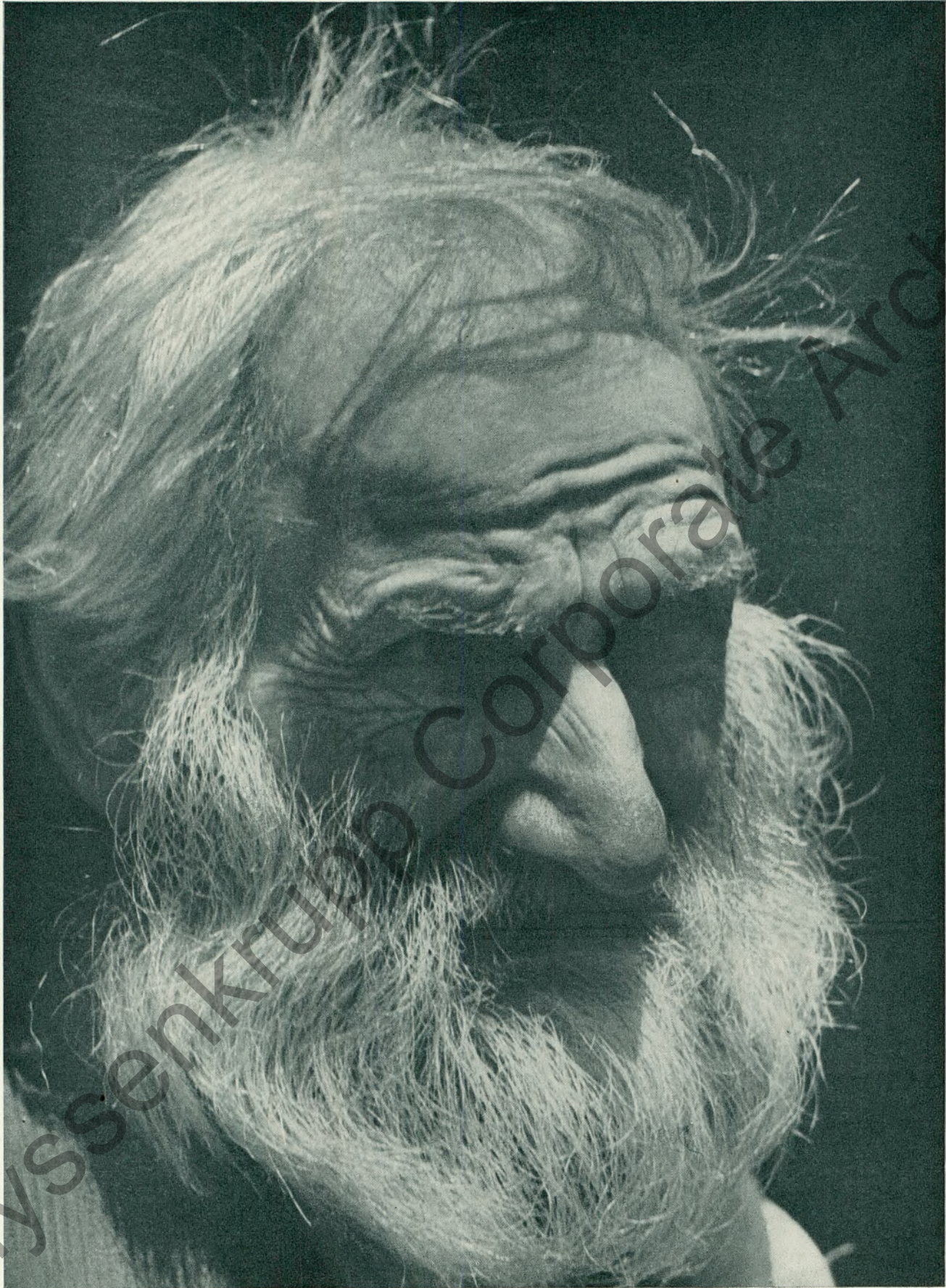
Wir patschen über einen kleinen, schmalen Wiesweg einem Häuschen zu. Der Regenschirm biegt die paar ärmlichen Bäume, schwere niedere Regenwolken verdecken die Höhen ringsum. Ein unerklärlicher Lichtsaum überglänzt die ganze trostlose Einsamkeit von Hütten und Wiesen in all ihrer Masse.

Wir sind schon ganz nahe, unsere Schritte sind lautlos auf dem tief durchnästen Wiesengrund. Ein kleines Fensterchen der Hütte steht auf, und aus diesem Fensterchen dringt ein Geräusch — das Geklapper des Webstuhls.

Wir klopfen, aber niemand hört uns. Wir hämmern mit den Fäusten gegen die Tür, nichts regt sich, nur das Geklapper des Webstuhls, das Klatschen des Schiffchens, das emsig hin und her geworfen wird, dringt zu uns. Jetzt aber eine kleine Pause, Schritte schlürfen zur Tür, und in ihr steht ein hagerer alter Mann, eisgrau, umwallt von silbernem Haar.

Sein Kopf dreht sich uns zu, das Haupt eines Propheten, der über uns Fremdlinge hinwegzusehen scheint. Er errät unsere Frage. Kaum fiel ein Wort, und mit einer Handbewegung, als griffe er nach den Höhen seiner Heimat, als rechte er sich noch einmal zum Leben vor seinem eigenen Erlöschen, spricht er die Worte:

„Ja, Herr, wir haben wieder Arbeit — — — Arbeit!“



Weber aus dem Riesengebirge.
... und ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Lichtbilder: Dr. Paul Wolff.

Ruhrarbeiter beim Fürsten Bismarck.

In seiner soeben erschienenen Monographie über Louis Baare: „Ein westfälischer Wirtschaftsführer aus der Bismarckzeit“ (Walter Bacmeisters Nationalverlag in Essen) widmet W. Bacmeister ein wirtschaftsgeschichtlich bedeutsames Kapitel den Kämpfen um die Eisenzölle und um den Schutz der nationalen Arbeit überhaupt, die in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts Anlaß zur Gründung des Zentralverbandes deutscher Industrieller und des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller waren. In diesen Kämpfen spielte Louis Baare als Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Bochum und als Leiter des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation eine führende Rolle. Er mußte dabei seine vielfältigen Beziehungen aus und hat wohl mehr als irgendein anderer Mann seiner Zeit für die Umkehr in der deutschen Handelspolitik gewirkt, die Fürst Bismarck mit seinem berühmten Weihnachtsbrief von 1878 an den Bundesrat einleitete. Aus Bacmeisters viele unbekanntes Tatsachen bringenden Mitteilungen muß man schließen, daß Baare damals geradezu der Retter der deutschen Eisenindustrie gewesen ist.

Ein besonders bemerkenswerter Abschnitt des Buches gilt dem durch Baare veranlaßten Besuch Bochumer und Dortmunder Arbeiter beim Fürsten Bismarck. Unter Ergänzung alter Erinnerungen durch unveröffentlichte Einzelheiten wird darüber ausgeführt:

Einen eigenartigen Schritt, der seine Wirkungen gehabt haben dürfte, unternahm der rührige Generaldirektor des Bochumer Vereins, als er im Jahre 1876 eine Arbeiterabordnung zum Fürsten Bismarck entsandte, damit sie ihm über die allgemeine Notlage im rheinisch-westfälischen Industriebezirk berichte. Dadurch wollte der Bochumer Industrielle den zahllosen Äußerungen der demokratischen und sozialistischen Presse begegnen, wonach die aktenmäßige Berichterstattung der Industrie an die Berliner Zentralstellen nichts als die gefärbten Kundgebungen einer Interessengruppe seien. Als Vertreter des Bochumer Vereins wurden der Kofthausverwalter L. Ermann und der Schmied Th. Nocke ausgesendet, beide Frontkämpfer und Inhaber des Eisernen Kreuzes. Zwei Arbeiter der Dortmunder Union schlossen sich der Abordnung an. Ermann hatte an seinen Gönner, den Prinzen Friedrich Karl, die Bitte um Befürwortung eines Empfanges der Arbeiterabgeordneten beim Reichskanzler gerichtet. Der Prinz hatte ihm bei persönlicher Überreichung einer Kriegsauszeichnung gesagt, wenn er einmal einen Wunsch habe, solle er nur diese Auszeichnung vorweisen, dann würde er (der Prinz) ihm, wenn er könne, gern helfen. So leitete denn der Prinz den Brief an Bismarck weiter, der sofort die Abordnung nach Berlin einladen ließ. Nach dem Bericht des „Märkischen Sprechers“ in Nr. 283 vom 10. Dezember 1876 stellten die Arbeiter dem Kanzler vor, daß ihre Existenz bedroht sei durch den Wegfall der Eisenzölle und daß die Lage der Bochumer Bevölkerung

eine andere sei, als man nach Mitteilungen der Presse in Berlin zu glauben scheine. Der Fürst unterhielt sich mit den Deputierten auf das wohlwollendste und eingehendste und entließ sie mit der Versicherung, daß er selbst einem Fortbestand billiger Eisenzölle nicht entgegen sei und vielleicht auch in der einen oder anderen Weise etwas werde dafür tun können. Im übrigen empfahl er ihnen, auch den Handelsminister (Achenbach) aufzusuchen. „Die Leute“, fügte der „Märkische Sprecher“ hinzu, „sind alle einig in ihrer Bewunderung des Fürsten Bismarck, der so gütig auf ihr Anliegen eingegangen war und sie besonders noch durch die Anerkennung der „Kameradschaft“ ausgezeichnet hatte.“

Aus dem Baareschen Familienkreis erfuhr der Verfasser noch eine hübsche Einzelheit von diesem Empfang. Der Inspektor des Kofthauses war äußerlich nicht gerade die geeignete Erscheinung, die Not der Bochumer Industriebevölkerung zu verkünden. Er wog 230 Pfund. „Na, Ihnen persönlich“, meinte der Fürst, „scheint es aber doch, nach Ihrem Leibesumfang zu urteilen, nicht schlecht zu gehen“, worauf Ermann schlagfertig erwiderte: „Entschuldigen Durchlaucht, ich bin auch bei der Menage.“ Darüber lachte der Fürst herzlich und verabschiedete die Abordnung besonders huldvoll.

Auf Grund späterer Nachforschungen von Küppers läßt sich dieser zeitgenössische Bericht beachtenswert ergänzen: Bismarck empfing die Abgesandten im Reichskanzlerpalais an der Wilhelmstraße. Es war nachmittags 5 Uhr, nach einer Sitzung des Reichstages. Der Kanzler war sehr leutselig; er erkundigte sich eingehend nach den Verhältnissen; man hatte den Eindruck, daß er sich mit der Frage schon gründlich beschäftigt habe und sie von großen Gesichtspunkten aus erfasse. Er entließ die Abordnung mit dem Versprechen, daß er zur Besserung der Lage seinen ganzen Einfluß einsetzen

werde. Nicht so befriedigt war man von der Audienz beim Handelsminister Erzellenz Achenbach. Die Vertreter wurden mit einer gewissen Ekepsis empfangen und „scharf ins Verhör“ genommen. Der Handelsminister fragte nach Verdienst, Miete, Steuern, Preisen der Lebensmittel, ob die Wohnungen des Bochumer Vereins auch billiger seien als Privatwohnungen, was unbedingt bejaht wurde; ob die Arbeiter die volle Woche Beschäftigung hätten, was verneint werden mußte. (Die Bochumer Gußstahlfabrik beschäftigte von über 4000 Arbeitern nur noch 1900 und auch diese nur vier oder fünf Tage in der Woche.) Hier schied man mit dem Empfinden, daß man sich von dieser Seite wenig Hoffnung machen könne. (Die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Handelsminister und Bismarck, der im Eisenbahnwesen Zentralisation und Berücksichtigung der Interessen der deutschen Industrie wünschte, führten zu Achenbachs Rücktritt am 30. März 1878.)

Die Abordnung kehrte von Berlin zurück mit dem Bewußtsein, im Interesse der Arbeiterschaft dort aufklärend gewirkt zu haben. Am Bahnhof in Bochum wurde sie von einer großen Zahl Arbeiter herzlich begrüßt.

Stahlherstellung im Siemens-Martin-Werk.

Eine Erläuterung zu nebenstehendem Bildbericht von Otto Borutta.

Aufgabe des Stahlwerks ist es, den Ausgangsstoff, wie Roheisen, Schrott, Erz und Abfälle, durch frisches Schmelzen in Stahl überzuführen, d. h. durch richtige Schmelzführung den Einsatz von schädlichen Beimengungen zu reinigen und in eine Form zu bringen, daß der nach dem Vergießen erstarrte Stahl (Block) den Ansprüchen genügt, die seiner Verwendung entsprechend an guten Stahl gestellt werden müssen. Der äußere Hergang der Stahlherstellung ist kurz folgender: Je nach der Art, nach der der Stahl erschmolzen werden soll, wird kalter (fester) Einsatz mit Hilfe von Einsatzkränen in den heißen Siemens-Martin-Ofen eingefahren (Abb. 1), während warmes flüssiges Roheisen durch eine Rinne eingekippt wird. Nach einer gewissen Zeit, die von der Menge des Einsatzes und vom Fassungsvermögen des Ofens abhängt, ist der Ofen gefüllt, und der Einsatz beginnt unter der Wirkung der Gasflamme zu schmelzen. Allmählich verflüssigt sich der Einsatz unter einer sich bildenden Schlackendecke. Abb. 2: Beobachtung der Temperatur durch den ersten Schmelzer. Von diesem Zeitpunkt an unterrichtet man sich durch regelmäßige Probeentnahme (Abb. 3) über die eigentliche Zusammensetzung des Stahlbades, seine Temperatur, seinen Flüssigkeitsgrad usw. Die Probe wird in eine Form gegossen, welche aus zwei aneinanderliegenden Winkeln besteht (Abb. 4). Ein Rest der Probe geht ins Laboratorium zur Ermittlung der chemischen Zusammensetzung (Abb. 5), während der größere Rest der Probe unter dem Hammer ausgeschmiedet wird (Abb. 6). Während die Schmelze im Ofen gießfertig gemacht wird, muß in der Gießgrube das Vergießen des Ofeninhalts vorbereitet werden. Überwiegend wird heute in Gießgruben vergossen, d. h. auf einer eisernen Platte mit eingelegten gemauerten Kanälen werden mehrere Kokillen so gestellt, daß sie durch ein zentral gestelltes gemauertes Rohr (Gießtrichter) alle gleichzeitig gefüllt werden können. Das Fertigmachen eines Gießtrichters zeigt Abb. 7. Ist nun die Schmelze auf die verschiedene Analyse und die nötige Temperatur gebracht, dann wird der Ofen abgestochen, d. h. das Stichloch wird geöffnet, worauf der Stahl in die vor der Abstichrinne hängende Gießpfanne läuft (Abb. 8). Der Pfanneninhalt wird dann durch einen am Pfannenboden angebrachten Ausguß, der mit Hilfe einer Hebelvorrichtung durch einen Stopfen geschlossen und aufgezogen werden kann, durch das Gießrohr in die Kanäle geleitet, worauf der Stahl langsam in den Kokillen von unten nach oben steigt (Abb. 9). Nach dem Erstarren des Stahles in der Blockform werden die Kokillen abgezogen (Abb. 10) und für den nächsten Guß vorbereitet. Die wärmen Blöcke werden aus der Grube gezogen und zur Blockhalle verladen. Dort werden sie nach dem Erkalten gepuht (Abb. 11) und gestempelt und von der Pußbank mit Hilfe von Magneten (Abb. 12) verladen zur Weiterverarbeitung auf werkseigenen oder fremden Walzwerken.



Sichtbilder und Zusammenstellung: D. Borutta.
 Im Siemens-Martin-Stahlwerk des Bochumer Vereins für Gußstahlfabrikation.

Himmliches Feuerwerk.

Neue Forschungsergebnisse über das Gewitter. — Der enträtselte Blitzschlag.

Von Dr. W. Sievert.

Wenn sich nach einem schönen warmen Sommertag plötzlich der Himmel verfinstert und das erste fahle Aufleuchten über einer schwarzen Wolkenwand das Gewitter ankündigt, dann hätten wir manchmal gern einen Meteorologen zur Verfügung, um einige Fragen an ihn zu richten. Wie eigentlich ein Gewitter entsteht, möchten wir wissen, welche Energie die Blitze wohl haben mögen — und Herr Müller, der ein Auto besitzt, interessiert sich sehr dafür, ob man bei Gewitter weiterfahren oder etwa anhalten soll. Die Wissenschaft, gründlich wie sie ist, hat sich mit diesen und manchen anderen hierher gehörigen Fragen namentlich in letzter Zeit sehr eingehend beschäftigt; der nachstehende Artikel gibt einen Bericht über einige besonders wichtige Ergebnisse der neuesten Untersuchungen auf diesem Gebiet.

Wie entsteht ein Gewitter?

Wir müssen zunächst bescheidenenerweise zugeben, daß noch kein Meteorologe wirklich ganz genau weiß, wie eigentlich ein Gewitter entsteht. Immerhin läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß der wichtigste Vorgang bei der Gewitterbildung das Auftreten von Wolken ist, und daß in diesen Wolken große Elektrizitätsmengen aufgespeichert sind. Das ist selbstverständlich, wird vielleicht mancher sagen — aber ganz so selbstverständlich ist es durchaus nicht. Wenn die Wolken sozusagen Elektrizitätsspeicher sind — warum gibt es dann Gewitter fast ausschließlich im Sommer? Diese Frage ist vorläufig noch nicht restlos geklärt, während das Entstehen der Elektrizität in den Wolken mit ziemlicher Sicherheit auf das Zusammenfließen der Tropfen zurückzuführen ist. Der deutsche Physiker Lenard hat nämlich nachgewiesen, daß beim Zusammenfließen von Tropfen diese eine elektrische Ladung erhalten, und zwar eine Ladung, die sich entgegengesetzt zu der Ladung der umgebenden Luft verhält. Auf diese Weise dürfte wohl also bei der durch den Wind beschleunigten Zusammenballung der Wolken die Gewitterelektrizität hauptsächlich zustande kommen.

Warum aber ist die Gewitterhäufigkeit in den verschiedenen Teilen der Erde so verschieden? Warum gibt es beispielsweise in Nordeuropa durchschnittlich nur 11 Gewitter im Jahre, in Tegernsee aber 30 — und in Java 167? Der Erforschung dieser Fragen widmet sich namentlich die Schweizer Meteorologie, da die Schweiz besonders häufig von Gewittern heimgesucht wird. Auf Grund langjähriger Beobachtungen glauben die Meteorologen jetzt regelrechte „Gewitterstraßen“ festlegen zu können. Eine solche Gewitterstraße wurde beispielsweise für die Nordwestschweiz vom Jura bis zum Säntis massiv festgestellt. Wie gewitterreich gerade dieses Gebiet ist, zeigt die Tatsache, daß die seit den achtziger Jahren bestehende Station auf dem Säntis bereits vielhundertmal vom Blitz getroffen worden ist.

Blitzahlen.

Die Statistik lehrt, daß in Deutschland im Jahr durchschnittlich 7000 zündende Blitze vorkommen, also eine recht beträchtliche Zahl. Von diesen Blitzschlägen betreffen 92 Prozent ländliche Gebäude — wir werden später sehen, worauf diese Tatsache zurückzuführen ist. Blitzeinschläge in der Stadt sind also verhältnismäßig selten; auch die Besitzer von Hochantennen auf städtischen Häusern brauchen keine Angst zu haben, da nach der Statistik auf 10 000 Radioantennen — die hoffentlich bei Gewitter alle geerdet sind! — noch nicht einmal ein einziger Blitzschlag im Jahr entfällt.

Eine andere Feststellung der „Gewitterwissenschaft“ dürfte manchen überraschen. Wer ein Gewitter beobachtet, hat den Eindruck, daß die Blitze von den Wolken zur Erde gehen. Und doch ist dies verhältnismäßig selten der Fall; denn nach Beobachtungen, die kürzlich von der Gewitterstation in Wunsdorf angestellt wurden, nehmen nur 14 Prozent der Blitze diesen Weg, während 86 Prozent von der Erde zu den Wolken,

also umgekehrt, gehen. Diese Beobachtung ist auch von verschiedenen anderen Stellen gemacht worden.

Die Großstadtluft — als Blitzableiter.

Wir erwähnten schon die Tatsache, daß der Blitz häufiger auf dem Lande als in der Stadt einschlägt. Wie kommt das eigentlich? Neuere Feststellungen haben ergeben, daß — so wunderbar es zunächst klingt — die Ursache für diese Erscheinung die vielgerühmte „gute Landluft“ darstellt, die für elektrische Entladungen empfänglicher als die Stadtluft ist. Hinzu kommt allerdings, daß auf dem Lande die Gebäude sehr häufig einzeln stehen und die höchste Erhebung über die nächste Umgebung darstellen; ferner sind die meisten schlecht geerdet und daher erheblicher Blitzgefahr ausgesetzt. Im Gegensatz hierzu stehen die Häuser in der Stadt nur selten für sich, sie erheben sich nur vereinzelt über ihre Umgebung und sind meistens gut geerdet. Das Haupthindernis für den Blitzschlag bildet aber tatsächlich die sonst so geschmähte „Großstadtluft“, die als Dunstwolke über den Städten schwebt und fast stets mit recht erheblichen Mengen feinsten Kohlenstaubes erfüllt ist. Die kohlenstaubreiche Luft wirkt sozusagen als Blitzableiter — sie läßt bei einem Gewitter die Blitze nicht durch, sondern diese entladen sich von Wolke zu Wolke, ohne die Erde zu erreichen.

Darf man bei Gewitter Auto fahren?

Fast jeder Kraftfahrer kommt gelegentlich unterwegs in ein Gewitter. Was soll man nun in einem solchen Falle tun — anhalten oder weiterfahren? Wenn wir diese Frage wissenschaftlich prüfen wollen, so müssen wir zunächst wieder einen Augenblick „Gewittertheorie“ treiben. Wir haben, daß die Gewitter durch das Auftreten von elektrisch geladenen Wolken verursacht werden; da nun die Erde und die Wolken elektrisch verschieden geladen sind, so entsteht ein elektrisches Kraftfeld zwischen beiden, in dem schließlich bei genügend hoher Spannung der Ausgleich durch den Blitz erfolgt. Dem Blitz geht also stets der Aufbau eines bestimmten elektrischen Spannungszustandes voraus — und hierzu ist eine gewisse Zeit nötig. Damit aber kommen wir zum Thema „Auto“ zurück: Das Auto, das sich ja verhältnismäßig rasch bewegt, ist zweifellos sehr viel weniger blitzgefährdet als etwa ein Haus oder sonst ein stillstehender Gegenstand, der dem elektrischen Feld beliebig viel Zeit zur Ausbildung läßt. Ist man also im fahrenden Auto an sich schon weniger blitzgefährdet, so kommt noch die physikalische Tatsache hinzu, daß bei geschlossenem Verdeck der regennasse Wagen einen „elektrischen Schutzhülle“ bildet: er ist mit seinen Metallteilen und den nassen, also nicht mehr isolierten Reifen eine elektrisch leitende „Schutzhülle“ um das Innere des Autos, dessen Insassen durch den Blitz selbst bei einem Blitzschlag in das Auto nur höchst selten gefährdet werden. Die Richtigkeit dieser theoretischen Erwägungen beweist die statistisch festgestellte Tatsache, daß Blitzeinschläge in sich rasch bewegende Verkehrsmittel — auch Eisenbahnzüge, Flugzeuge usw. — zu den allergrößten Seltenheiten gehören.



Eingang zu dem umgebauten Trocadero-Theater.

Lichtbild: Schneider-Lengyel.

Der alte, beim Aufbau der Weltausstellung 1937 abgerissene Trocadero-Palast war neben dem Eiffelturm das letzte Überbleibsel der Pariser Weltausstellung 1900.

Gestaltwandel der Ausstellungen.

Eine Betrachtung von Hermann Rohde.

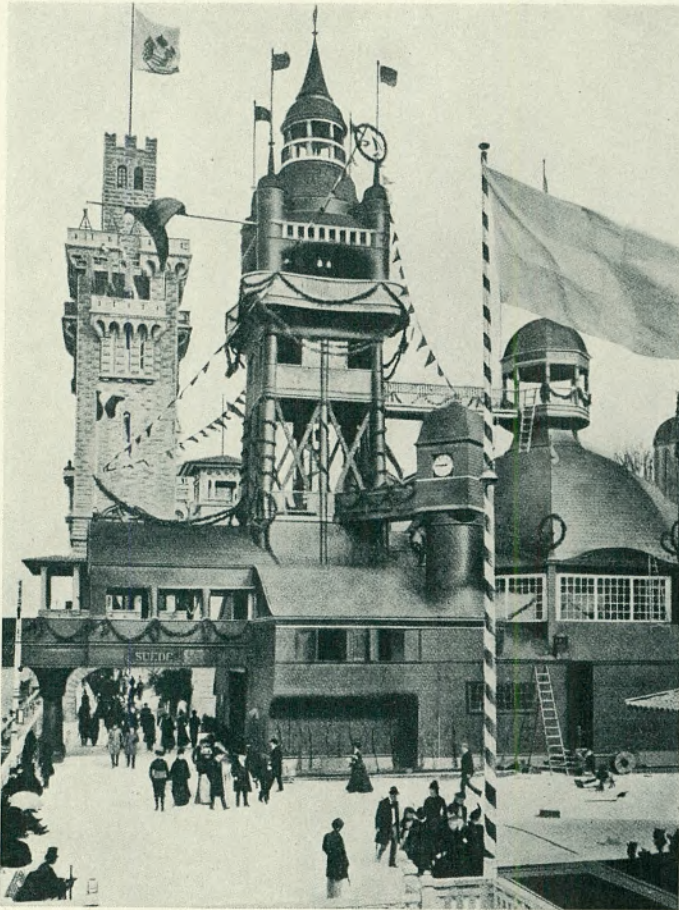
Wenn irgend jemand gesagt hat, Ausstellungen seien Lampen in der Gegenwart und Scheinwerfer in die Zukunft, so ist das nicht nur richtig hinsichtlich dessen, was dabei gemeint ist: des Ausgestellten nämlich, sondern auch in bezug auf ihr äußeres Gesicht, auf gewissemaßen die Verpackung, in der das Ausgestellte dar- geboten wird. Mit anderen Worten: es ist richtig auch in Hinblick auf die



Die Wasserspiele vor dem Elektrizitätspalast auf der Weltausstellung Paris 1900.

architektonische und künstlerische Gestalt, kurz, auf den Bau- und Schmuckstil der Ausstellungen.

Freilich hat dieser Stil als „Ausstellungsstil“ schon immer seine bestimmte und ziemlich feststehende, aus dem Zweck von Ausstellungen sowohl als auch durch deren verhältnismäßig kurzes Leben herausgebildete Prägung gehabt. Eine Prägung, die sich ebenso nach der konstruktiv-techni-



Schwedischer Pavillon.



Palast für Kunst und Wissenschaft.

sehen wie nach der ästhetischen Seite hin ausspricht; wobei die ästhetische Seite in nicht geringem Maße von der konstruktiv-bautechnischen bestimmt wird.

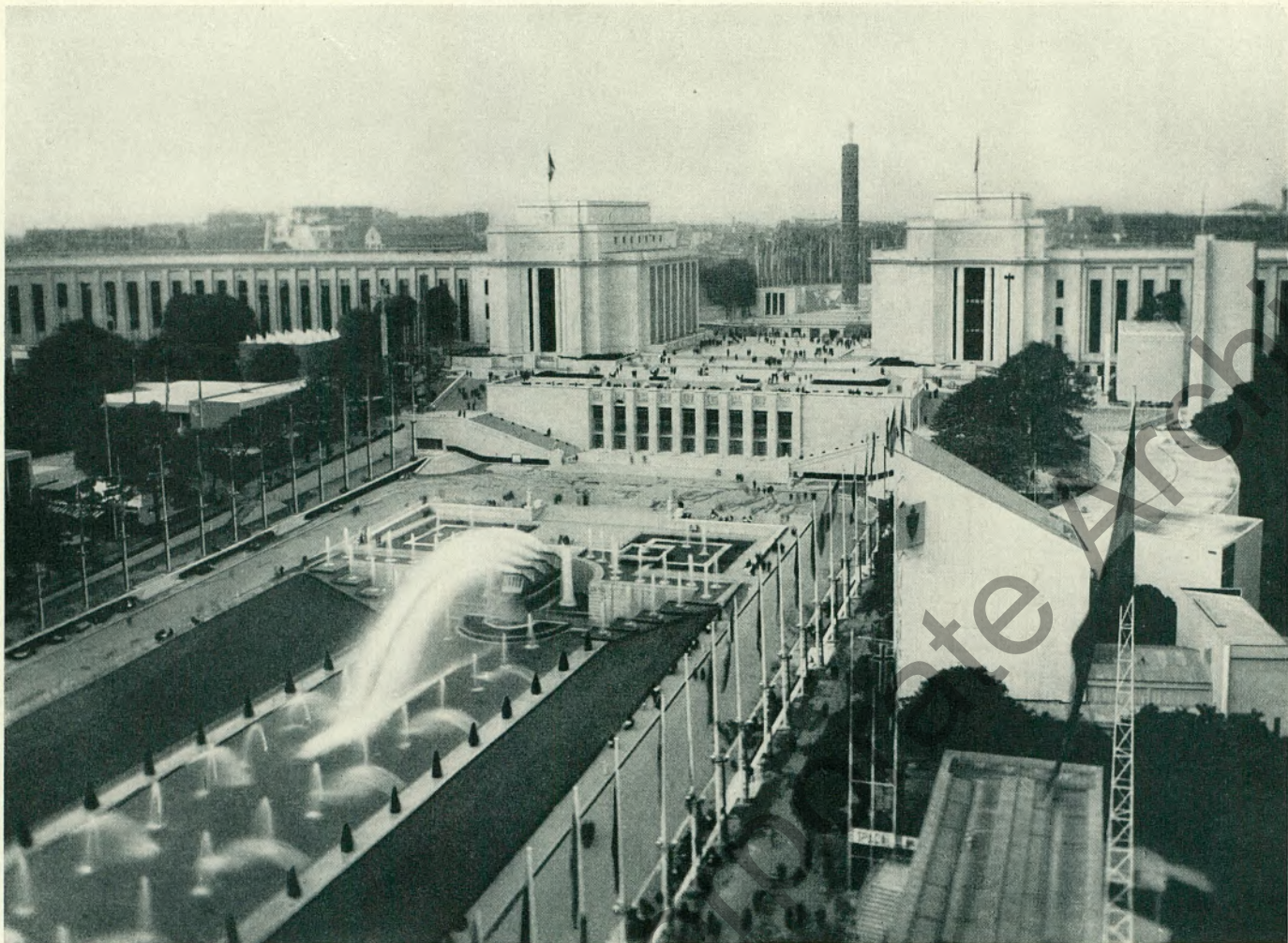
Aber mit und neben dieser traditionellen Gebundenheit drückt der äußeren Erscheinung von Ausstellungen der Stil- und Kunstwille ihrer Zeit seinen eigenen Stempel auf. Als sichtbarer Ausdruck der ständig in Bewegung befindlichen Kunstentwicklung, der wechselnden Anschauungen und der schwankenden Mode und des Geschmacks unterwirft er sie einem Gestaltwandel, an dem das künstlerische Vermögen der Epochen, ihre Kunsthöhe oder -tiefe, Fortschritt, Stillstand oder Rückschritt mit Sicherheit abgelesen werden können. Denn wie Ausstellungen — daß hier nur solche größten Ausmaßes, nationale und Weltausstellungen, gemeint sind, ist ja wohl klar — als Rechenschaftsberichte eines Landes oder der Welt einen Querschnitt durch deren kulturelle, künstlerische und technische Leistungen geben, so bieten sie dadurch die — denkbar bequemste — Möglichkeit, den historischen Verlauf, Aufstieg, Höhe und Niedergang eines Zeitstils zu studieren.

Der glückliche Zufall, der mit der deutschen Reichsausstellung „Schaffendes Volk“ in Düsseldorf und mit der Pariser Weltausstellung gleich zwei besonders bedeutungsvolle Ereignisse dieser Art zu derselben Zeit zu betrachten erlaubt, ist der Anlaß zu diesem Aufsatz gewesen. Durch Vergleichung dieser beiden Ausstellungen mit der Pariser Exposition du monde von 1900 und der Londoner Empire Exhibition von 1925 will er den Gestaltwandel im äußeren Anliß dieser Ausstellungen aufzuzeigen und dabei festzustellen versuchen, inwieweit an Hand dieses Vergleichs von einer Wirkung in die Zukunft gesprochen werden kann.

Wenn man das Vorwort des offiziellen Buches über die Pariser Ausstellung von 1900 (*L'univers illustré*, Paris 1900) liest, wo von dem „tiefen und einfallreichen Geist ihrer zahl-

reichen Architekten und dem ungewöhnlichen Geschmack und Genie ihrer zahllosen Künstler“ gesprochen wird, und diese Worte mit den Laten vergleicht, wie sie an den hier wiedergegebenen Bildproben einigermaßen beurteilt werden können, dann hat eine derartige Unsicherheit in der Bewertung von Begriffen wie von künstlerischen Leistungen für uns Menschen von heute einen nicht kleinen Stich von Komik. Zugegeben sowohl, daß es die selbstverständliche Aufgabe eines solchen Werkes ist, das, was es preisen soll, mit größtmöglichem Aufwand an Mitteln des Ausdrucks zu preisen, als auch, daß die Wandelbarkeit der Kunstbeurteilung auch uns heute eine objektive Kritik nicht durchaus erlaubt, so darf doch behauptet werden, daß das äußere Gesicht jener Pariser Ausstellung bei aller Ueberladenheit entschieden kunstarm war. Aber das ist kaum verwunderlich: In diesen Bauten, Brücken, Palästen und Pavillons haben im Grunde nur die ganze kulturelle Verwirrung der Jahrhundertwende, ihre künstlerische Ohnmacht und ihr schlechter Geschmack, die sich hier entweder mit grotesken Mäuschen oder mit der Rettung in vergangene Stile zu tarnen suchten, ihren klaren Ausdruck gefunden. Überdies war die französische Architektur ja immer höchst traditionsgebunden, kann heute noch nicht völlig von ihrem Louis Quinze loskommen und hat, wo sie fortschrittlich, wo sie „modern“ sein wollte, bis in unsere Zeit hinein die verwunderlichst stilunsicheren Blüten getrieben.

Natürlich konnte, dem Kulturstand der Zeit entsprechend, auch das, was die hier zusammengekommenen Nationen der Welt derart zu bieten hatten, nicht erfreulicher sein. Ausnahmslos beschränkten sie sich darauf, ihre Bauten in einen ihrer historischen Baustile zu kleiden. Deutschland kam in Hochrenaissance, England im Tudorstil, Italien venezianisch, die Vereinigten Staaten gar stellten eine Duodeztausgabe ihres Kapitols von Washington an das Seineufer usw. Wobei sie



Lichtbild: Schneider-Lengyel.

Blick vom deutschen Turm auf die Wasserspiele der Weltausstellung Paris 1937.

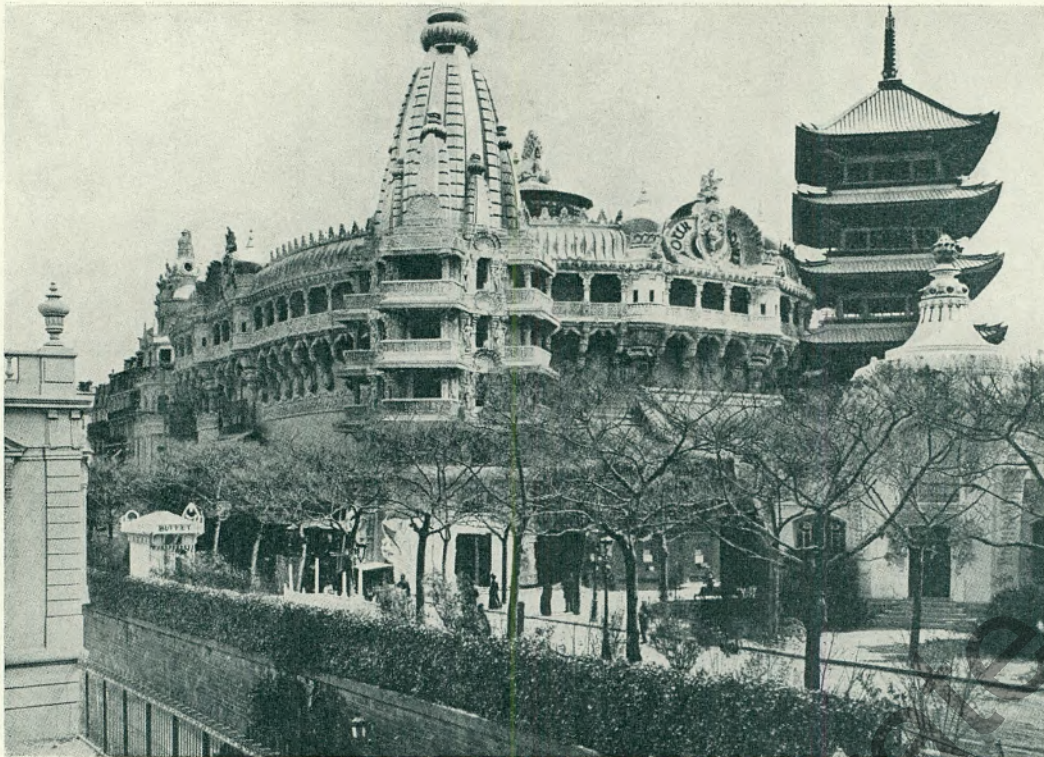
alle durch die zumeist mißverständene Anwendung, durch den Mangel an Proportionsgefühl und stilistischer Logik auch noch bemiefen, daß sie irgendein inneres Verhältnis zu den Gesetzen, die diese Stilepochen bestimmten, völlig verloren hatten und sogar deren äußere Formen nicht einmal richtig zu kopieren, geschweige denn künstlerisch zu verarbeiten verstanden.

Die riesige Empire Exhibition von London-Wembley 1925, mit der das britische Weltreich ein ebenso gewaltiges wie imponierendes Bild seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung aufstellte, zeigte gegenüber jener Pariser Weltausstellung in bezug auf das äußere Gesicht keinen wesentlichen Wandel. Wohl war natürlich eine zu einfacher Gestaltung hinzielende Geschmacksänderung zu spüren, auch hatte der nüchterne, sachliche Sinn des Engländer seine Architekten nicht zu den grotesken Verirrungen verleiten können, wie sie der „tiefe und einfallreiche Geist“ ihrer französischen Kollegen ein Vierteljahrhundert vorher sich ausgedacht hatte. Trotzdem glaubten auch sie noch, die Größe und Macht ihres weltumspannenden Vaterlandes nur durch einen „entsprechenden“ dekorativen Aufwand darstellen zu können: der Stuck, dieses gefährliche Mittel schmucklicher Zügellosigkeit, feierte noch genügend Orgien, um bei einem in fünfundzwanzig Jahren so verhältnismäßig wenig sichtbaren Gestaltwandel nicht sehr viel Hoffnung auf eine baldige, mit der technischen Entwicklung gleichen Schritt haltende, künstlerisch ebenso vorwärtsweisende Formung von Ausstellungen zu geben.

Aber in Deutschland — wie namentlich auch in Holland (Verlage) — war inzwischen die wenn auch nicht amtlich beliebte Architektur durch Peter Behrens und andere zu neuen

Zielen vorgestoßen. Sie konnte sich denn auch bald — Ausstellungen auf der Mathildenhöhe zu Darmstadt, Sonderbund- und Werkbundausstellung zu Köln — an der Bildung von Ausstellungsstil herbei, in dem zwar die eingangs erwähnte, durch Zweck und Lebensdauer bestimmte Prägung ebenso wie ebendem nicht fehlte, der aber im übrigen das Anflitz der Ausstellungen gründlich veränderte. An Stelle der Stuckatur- und Dekorationsarchitekten war der Baukünstler getreten, der, ausgehend von den fundamentalen Gesetzen der Baukunst, aus dem Grundriß und der inneren Zweckmäßigkeit heraus eine äußere Gestaltung entwickelte, die der vorgeklebten Schmuck-Stuckfassade entbehren konnte, weil ihre nicht aus dem Stilalbum kopierten, sondern gleichsam aus der Logik geholten Formen an sich den Bauten schon genügend künstlerisches Ansehen gaben.

Was damit angebahnt war, setzte sich zusammenfassend auf der Düsseldorfer Gesolei und anderen großen Ausstellungen fort. Die sogenannte „neue Sachlichkeit“, mit der sich der Expressionismus in sein Extrem verkehrt, die Willkür sich zur Gesetzmäßigkeit zurückgefunden hat, siegte zuletzt auch über den dekorativen Sinn der französischen Architekten. Und konnten sie auch auf ihren traditionellen, zuchtvollem Maßhalten wenig geneigten Sinn nicht völlig verzichten, so hat doch diese heutige Pariser Weltausstellung ein erfreulich anderes, künstlerischeres Gesicht als ihre Vorgängerin von 1900. Und erlaubt damit, als ebenfalls Ausdruck des Stil- und Kunstwillens unserer Zeit, gleichermaßen die Hoffnung zu hegen, daß die Kulturwelt wenigstens auf dem Felde der Kunst



Der internationale Pavillon auf der Weltausstellung Paris 1900.

sich anschießt, den Weg aus dem öden Flachland künstlerischer Ziellosigkeit zu einer neuen und reinen Höhe anzutreten.

Zu der Entwicklung der Architektur überhaupt hat sich dann noch ein Neues gefellt, das sich nun, wie beispielsweise auf der Ausstellung „Schaffendes Volk“ — nachdem es sich schon in den Bauten des neuen Deutschlands ankündigte — auch im Ausstellungswesen ziemlich deutlich zur Geltung bringt. Es ist ein neuer Schmuckwille. Seinen Eintritt in den sachlichen Baustil zu erklären, muß man zuerst einmal darauf hinweisen, wie außerordentlich die neuzeitliche holländische Architektur auf dem Weg über das größere und also sichtbarere Deutschland die Baukunst Europas (Amerika hat in den Wolkenkratzern einen eigenen Stil entwickelt und ist im übrigen „neuklassisch“ geblieben) beeinflusst hat. Aber während außerhalb der Niederlande und namentlich bei uns im gründlichen Deutschland durch die Gestaltung des neuen (uralten) Baustils von innen heraus eine Sachlichkeit der Architektur erstanden war, die jedes schmückende Moment auf ihren Formen und Flächen ablehnte, haben die holländischen Architekten und Baukünstler im überreichen Besitz einer von ihren Kolonien übernommenen Ornamentik und also nicht gezwungen, auf historische Stilbildungen zurückzugreifen, niemals auf die Anwendung von belebender Bauplastik und dekorativem Schmuck verzichtet.

Nach diesem von Holland mit seinem derart zu einer neuen Architekturepoche vordringenden Baustil aufgestellten Vorbild gestaltete sich nun, vorerst in Deutschland, eine Architektur, die durch die Einbeziehung des Bauschmucks und der Dekoration der schon den Tod angekündigten Sachlichkeit neues und nun eigentlich erst berechtigtes Leben gab. Eine Architektur, deren Anwendung auch bei Ausstellungsbauten jetzt, wie schon oben gesagt, sichtbar wird und von der man bei dem dort erwünschten repräsentativen Gesicht besonders hervorragende Ergebnisse und damit nicht nur einen zukünftigen neuen Ausstellungsstil, sondern hinwiederum eine Befruchtung der Baukunst insgesamt erwarten darf.

Daß dieser neue Gestaltungswille auf der Ausstellung „Schaffendes Volk“ erst in Ansätzen sichtbar wird, liegt wohl nur zum geringeren Teil an einer begreiflichen, aus der Scheu, am Ende wieder in den Dekorations-Unstil von Anno

dazumal zu geraten, resultierenden Unsicherheit. Zum größeren an dem auf dem Vierjahresplan beruhenden Grundgedanken der Ausstellung: in der Beschränkung und Einschränkung Meisterhaftes und Vollgültiges zu zeigen. Jedenfalls erweist er sich am befriedigendsten in der Musterfiedlung „Schlageterstadt“, wo das Prinzip der Einfachheit die Erbauer neben einer durchweg sauberen architektonischen Gesinnung nicht auf die Anwendung des neuen Dekorationsstils hat verzichten lassen. Mag dieser Eindruck nicht zuletzt auch auf der hervorragenden gärtnerischen Anlage der Schlageterstadt beruhen, hauptsächlich verdankt man ihn diesem neu-erwachten Willen zu Schmuck verwendender Baugestaltung, der hier zwar auch nur in bescheidenem Ausmaße vorhanden ist — in den bunten Gläsern und geschwungenen Formen der Straßenslaternen etwa, einem schmiedeeisernen Tor oder Fenstergitter, einer kleinen Bauplastik hier und dort usw. —, dessen bescheidene Anwendung aber, dem Sinn und Zweck der Siedlung entsprechend, hier am richtigen Ort ist und deshalb das Ergebnis erfreulicher macht als an jeder anderen Stelle der Ausstellung.

Daß auf Ausstellungen, wo dieser Grundsatz der Einschränkung und Beschränkung nicht notwendig, im Gegenteil ein größtmögliches Maß von Aufwand und Pracht erwünscht ist, in bezug auf diese neue schmückende Baukunst die Gefahr des Übertreibens und damit des Zurückfallens in einen Dekorationsstil droht, dessen Umwert sich von dem um 1900 nur durch die Geschmacksrichtung unterscheidet, liegt auf der Hand. Aber kein Gestaltwandel in künstlerischen Bezirken wird sich von der Gefahr, gleich in den Überschwang sich zu verrennen, freihalten können; das ist nur zu natürlich. Und wenn auch gerade im Dekorativen, im Streben nach Schmuck die Gefahr, daß der Überschwang zum Ungeschmack werden kann, besonders groß ist, so darf doch auch hier die Klärung des sich wild gebärdenden Mostes zu einem guten Wein gehofft werden. Jedenfalls hat man Anlaß, sich vorläufig des neuen Stilwillens auch im Ausstellungswesen unbeschwert zu freuen, und das um so mehr, als er an den beiden Beispielen „Schaffendes Volk“ und der gleichzeitigen Pariser Weltausstellung gegenüber der von 1900 und der Empire Exhibition von 1925 einen geradezu gewaltigen Durchbruch zu künstlerisch sauberen und echten Gesinnungen aufzeigt.



Der spanische Bürgerkrieg im Spiegel der Briefmarken.

Lichtbilder: Pasi.

Die Postwertzeichen werden immer mehr und mehr zum Spiegel des Weltgeschehens. Früher gab jede Postverwaltung eine Serie von Briefmarken in verschiedenen Werten aus, und oft vergingen Jahrzehnte, bis ein Markenbild geändert oder eine Sondermarke gedruckt wurde. In den letzten zehn Jahren jedoch werden alle wichtigen Ereignisse der Welt durch Briefmarken registriert. Künstler, Erfinder, Politiker und Nationalhelden, Konferenzen, Ausstellungen, politische Ereignisse usw. erhalten ihre „Sonderausgabe“. Ganz besonders interessant und aktuell ist der spanische Bürgerkrieg im Spiegel der Briefmarken.

Bei beiden Bürgerkriegsparteien wurde verordnet, daß bei jeder Postsendung außer der normalen Gebühr noch ein Sonderzuschlag von 5 bis 10 Centavos in der Form von Sondermarken zu entrichten ist. Diese dienen den verschiedensten Zwecken und sind sowohl in ihrer Zeichnung wie auch in ihrer Bestimmung charakteristisch.

Während die Ausgaben von Burgos in Form und Zeichnung ganz genau den üblichen Markenbildern entsprechen, sind die Briefmarken der Valencia-Regierung eher politische Plakate „en miniature“. Burgos verwendet als Bildmotive Städtebilder, Bildnisse historischer Figuren usw. Valencia schmückt die Briefmarken mit Sichel und Hammer der Sowjets, mit geballter Faust und dergleichen. Der Ertrag der Sondermarken soll auf nationalistischer Seite dem Aufbau der zerstörten Städte zugeführt werden; die Sondermarken der Valencia-Regierung dienen zum größten Teil Parteizwecken, was gelegentlich schon aus der Beschriftung („Das Komitee gegen den Faschismus“, „Die neue Kultur“ usw.) hervorgeht.



Von oben nach unten:
Burgos: Überdruckte Marken der alten republikanischen Regierung.
Burgos: Wiederaufbau der Stadt Huelva.
Valencia: Spitalhilfe.
Valencia: Für die neue „Kultur“.

Oben:
Burgos: Für die Stadt Saragozza.
Unten:
Valencia: Für die kommunistische Internationale.

Von oben nach unten:
Burgos: Briefmarke für die Winterbekleidung.
Burgos: Wiederaufbau von Malaga.
Valencia: Für die Partei der Syndikalisten.
Valencia: Komitee gegen den Faschismus.

Krankheiten leuchten im Blut.

Wichtige Entdeckung eines deutschen Gelehrten. — Eine neue Methode der Krankheitsdiagnose wird erforscht.

Von Dr. Heinz Woltereck.

Vor einiger Zeit ging durch die gesamte Tages- und Fachpresse die Meldung von einer Entdeckung des Leipziger Gelehrten Professor Reche: er hatte festgestellt, daß das Blutserum von Kranken im ultravioletten Licht je nach Art der Krankheit in bestimmten Farben aufleuchtet. Man hat dann von dieser Angelegenheit längere Zeit nichts mehr gehört, und die Hoffnungen, die auf diese Entdeckung gesetzt wurden, schienen getäuscht zu werden. In Wirklichkeit aber stellten sich der weiteren Erforschung dieser ungemein bedeutsamen Frage nur gewisse Schwierigkeiten — vor allem apparattechnischer Art — entgegen, die jetzt überwunden sind. Inzwischen haben sich auch mehrere große deutsche Kliniken der neuen Methode angenommen, weitere Untersuchungen wurden angestellt, und die Ergebnisse waren außerordentlich vielversprechend.

Das neue Verfahren stützt sich auf die sogenannten Fluoreszenzerscheinungen, die in letzter Zeit bereits mehrfach das Interesse der Forschung gefunden haben. Man versteht darunter die Eigenschaft mancher Stoffe, im auffallenden Licht eine andere Färbung als im durchfallenden Licht zu zeigen. Professor Reche kam nun zuerst auf den Gedanken, das Blutserum von Kranken in dieser Beziehung zu erforschen.

Der Gelehrte, seine Mitarbeiter und andere Forscher haben im Laufe der letzten Jahre über tausend Blutproben mit der neuen Methode untersucht, und die schon im Jahre 1931 von Professor Reche aufgestellte Theorie wurde immer wieder bestätigt. Praktisch vollzieht sich die Untersuchung so, daß die entsprechend vorbehandelte Blutprobe im auffallenden und durchfallenden ultravioletten Licht geprüft wird; ein vorgeschalteter Filter hält störende Strahlen, vor allem des sichtbaren Lichts, zurück. Es zeigte sich nun — und die Nachprüfungen anderer Forscher haben in letzter Zeit dieses Ergebnis bestätigt —, daß sich nicht nur die Blutproben kranker Menschen von dem Verhalten gesunden Blutes erheblich unterscheiden, sondern daß sich auch die verschiedenen Krankheiten in mehr oder weniger typischen Fluoreszenzerscheinungen (Veränderungen in Farbe und Leuchtkraft des Serums) äußern. Schwere Krankheiten verursachen anscheinend stärkere Leuchterscheinungen als leichtere Fälle. Professor Reche vertrat von Anfang an die Meinung, daß diese merkwürdigen Beobachtungen eigentlich nur durch Einwirkungen der Krankheit auf das Blut erklärt werden können, und bisher hat sich bei allen weiteren Untersuchungen und Nachprüfungen nichts auffinden lassen, was dieser Anschauung widerspricht. Es ist anzunehmen, daß infolge der Erkrankungen bestimmte Stoffe im Blutserum auftreten, die eben die Eigenschaften besitzen, im ultravioletten Licht Fluoreszenzerscheinungen hervorzurufen. Bei manchen Krankheiten gehen offenbar aus einzelnen Organen fluoreszierende Stoffe ins Blut über; das gilt beispielsweise für Gallenfarbstoffe. Bei den Infektionskrankheiten können die Bakterien oder ihre Stoffwechselprodukte die Leuchterscheinungen verursachen, oder es erfolgen im Laufe der Erkrankungen sonstige Veränderungen, vielleicht auch bisher unbekannte Neubildungen im Blut. Die bisherigen Forschungen reichen noch nicht aus, um bereits genaue Unterschiede der Blutfluoreszenz bei den einzelnen Krankheiten angeben zu können. An der Erforschung dieser für die Diagnosestellung natürlich außerordentlich wichtigen Fragen wird zur Zeit gearbeitet. Die Leuchterscheinungen scheinen sich übrigens auch während des Ablaufs der Krankheiten in typischer Weise zu ändern: Das Fortschreiten des Leidens bedingt eine Verstärkung der Fluoreszenz oder der beobachteten Farbe. Mit der langsamen Wiedergesundung des Patienten scheint auch ein entsprechendes Abklingen des Leuchtens bis zur normalen Fluoreszenz des gesunden Serums verbunden zu sein.

Die in der letzten Zeit durchgeführten weiteren Unter-

suchungen und Nachprüfungen der von Professor Reche angeregten Fragen beschäftigen sich zunächst mit der weiteren Erforschung der Leuchterscheinungen im Blut gesunder Menschen. Es war ja vor allem festzustellen, ob die beobachteten Leuchterscheinungen tatsächlich durch krankhafte Vorgänge im Körper zustande kommen. Der Physiker Dr. W. Buchloh untersuchte über hundert Blutproben gesunder Menschen mit Hilfe besonders genauer physikalischer Methoden. Seine Ergebnisse bestätigten in der Tat die von Professor Reche geäußerte Annahme. Es zeigte sich, daß beim Blutserum Gesunder in nahezu sämtlichen Fällen eine nur ziemlich schwache Fluoreszenz in grünlicher Farbe auftritt. Er ließ sich direkt eine „Farbnorm“ für gesundes Blut aufstellen, und es kann nunmehr als einwandfrei erwiesen gelten, daß tatsächlich ein entscheidender Unterschied der Fluoreszenzerscheinungen bei gesundem und krankem Blut besteht, der verhältnismäßig leicht festgestellt werden kann.

Das ist in kurzen Zügen der gegenwärtige Stand der Forschung auf diesem Gebiet. Welche praktische Folgen ergeben sich nun daraus? Noch ist diese Entdeckung zu neu, noch sind die bisher vorliegenden Untersuchungen nicht umfangreich genug, um schon an die Einführung der neuen Erkenntnisse in die medizinische Praxis denken zu können. Aber es hat sich doch bereits mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß die Bedeutung dieser Erscheinungen anfänglich unterschätzt worden war und daß wir hier tatsächlich eine sehr aussichtsreiche neue Methode für die Diagnose von Krankheiten vor uns haben. Die bisherigen Untersuchungen haben immer und immer wieder den Beweis erbracht, daß eine sehr weitgehende Übereinstimmung in den Leuchterscheinungen des Blutserums bei gleichen Krankheiten besteht, ja daß sogar der jeweilige Krankheitszustand sich in stärkerer oder schwächerer Leuchtkraft und Farbe zu erkennen gibt. Es besteht also die Aussicht, daß man nach Vorliegen eines genügend umfangreichen Materials viele Krankheiten mit Hilfe der neuen Methode erkennen kann und den Erfolg der angewandten Behandlung zu kontrollieren vermag.

Besonders wichtig ist die Tatsache, daß bei manchen Krankheiten ganz bestimmte Leuchterscheinungen schon in einem sehr frühen Stadium auftreten, in dem die bisherigen Methoden der Diagnostik noch keine sicheren Feststellungen erlauben. In derartigen Fällen würde es dann die „Fluoreszenzdiagnostik“ möglich machen, die Krankheit sehr früh zu erkennen; sie würde damit der ärztlichen Kunst die Möglichkeit geben, recht bald helfend einzugreifen. Wie ungeheuer wertvoll wäre es, wenn es auf diese Weise gelänge, zum Beispiel Krebserkrankungen in einem früheren Stadium zu erkennen, als es heute möglich ist! Die Tatsache, daß die in dem bisher bearbeiteten Material enthaltenen Krebsfälle ausnahmslos kräftige Farben und starke Leuchtkraft aufwiesen, läßt eine solche Hoffnung begründet erscheinen. Zweifellos kann dem Arzt durch die Entdeckung der Fluoreszenzdiagnostik ein neues Hilfsmittel in die Hand gegeben werden, dessen Bedeutung sehr hoch einzuschätzen ist.

Ein
Genie
wird
entdeckt.

Erzählung
von
Hans Hahn.

Im
Laboratorium
des
Hütten-
krankenhauses
(Dortmund-Hoerder
Hüttenverein).



Lichtbild: Ruth Hallensleben.

Wozudienten Schiefertafeln und weshalb gäbe es Ketten-
aufgaben von beliebig ausdehnbarer Länge, wenn
nicht, um einem mager besoldeten, dafür aber um so mehr geplag-
ten Schulmeister ein paar Stunden der Entspannung angesichts
eines mit raddaulustigen Buben überbesetzten Schulsaaes zu ver-
schaffen?" So dachte an einem Morgen des Jahres 1786
ein braunschweigischer Volksschullehrer und stellte seinen Schü-
lern die Aufgabe, durch fortschreitende Addition fein säuberlich
die Summe aller Zahlen von 1 bis 100 zu errechnen. Er
gedachte sich währenddes in aller Beschaulichkeit dem Stu-
dium der vergleichenden Lebensbeschreibungen des Plutarch
zu widmen, denn er liebte es, den Zeugnissen menschlicher
Größe nachzugehen, aus deren beifälliger Kenntnissnahme ihm

jenes selbstsichere Überlegenheitsgefühl zumwuchs, dessen er zur
Führung seines Amtes so dringend bedurfte.

Ein paar Duzend frischer Bubenköpfe neigten sich nach ei-
nigem orientierenden Hinundhergeflüster über die mit er-
heblichem Geklapper unter den Bänken hervorgeholten
Schiefertafeln, und bald war nur noch das eintönige Getrappel
der Griffel zu hören, die zu dem langen Wege:

$1 + 2 = 3$, $3 + 3 = 6$, $6 + 4 = 10$, $10 + 5 = 15$
und so fort, auf das unbekannte Ziel der geforderten Summe
hin starteten. Der Lehrer, zu Anfang hier und da noch
einen prüfenden Blick über die bewegliche Schar werfend,
war bald mit ungeteilter Aufmerksamkeit in die klassische
Darstellung der Kriegszüge Alexanders des Großen vertieft.

Indessen sollten ihm Behagen und ruhiger Genuß der auf solche Weise dem Unterrichtsplan abgelisteten Freistunde nicht lange gegönnt sein.

„Da liegt sie!“ Der diese Worte nach Verlauf einer knappen Viertelfunde zu dem überrascht und unwillig aufblickenden Klassengewaltigen sprach, war ein schlanker, großäugiger Junge mit sicherem Gebaren, der aus seiner Bank vorgetreten war. Er legte die Tafel aufs Katheder und erwartete mit unbefangener Selbstverständlichkeit das Gutachten des Bestrengen.

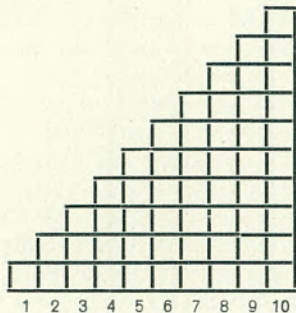
Der runzelte die Stirn, als er wahrnahm, daß die Reihe der aufgezeichneten Zahlen in gar keiner Weise dem Umfange der gestellten Aufgabe entsprach. Nur ein paar Doppelzeilen waren auf der Tafel des vorwichtigen Störenfrieds beschrieben, während für die ordnungsgemäße Lösung der Aufgabe das beiderseitige Tafelfeld eben hinreichen mochte. „Da soll denn doch ...“ Und schon wollte er zu dem in handlicher Nähe liegenden Stecken greifen, als ein nochmaliges Hinsehen ihn zu seiner Verwunderung erkennen ließ, daß die Aufgabe tatsächlich und richtig gelöst war. 5050 stand da als Endsumme. Dieses Ergebnis war ihm von früher her als unbezweifelbar richtig bekannt. Da sah er sich nun freilich doch genötigt, den vermeintlichen Unsum einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Wie hatte der Junge das nur zuwege gebracht? Von der Tafel ging sein immer erstaunter werdender Blick mehrmals zu dem in freimütiger Haltung vor ihm stehenden Schüler hinüber und von diesem zurück zur Tafel. Da standen die Zahlen von 1 bis 50 in einer Reihe nebeneinander und darunter in rückläufiger Schreibrichtung die von 51 bis 100. Die Addition der so untereinander geschriebenen Zahlen ergab fünfzigmal die Summe von 101, also zusammen 5050. Der Lehrer stand vor dieser ihm völlig unbekanntem Lösungsmöglichkeit überrascht und vor dem Schüler einigermaßen ratlos und verlegen da. Wenn er den Blick auf das Zahlenbild heftete, so wollte es ihm in vorübergehend aufleuchtender Erkenntnis fast als selbstverständlich erscheinen, daß die Aufgabe so und nicht anders auf die rationellste Weise zu lösen sei. Aber sobald er bei sich selbst versuchte, das Geheiß zu formulieren, das dieser Einsicht feste Gestalt gab, wurde das Ganze wieder unbestimmt und schwankend. „Von wem weißt du, daß man die Aufgabe auch so lösen kann; wer hat es dich gelehrt?“ fragte er, sich hinter den Schein vorbehaltenen Wissens verschanzend.

„Niemand hat mir's gesagt. Das ist doch so, muß doch so sein.“

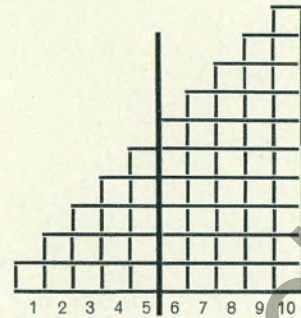
„Muß so sein?“ Der Lehrer, das Aufbegehren verletzten Autoritätsstolzes nur mühsam zurückhaltend, blißte den Knaben zornigen Blickes an. Der aber, seiner Sache unbefangener sicher, machte angesichts der zwiespältigen Haltung des Lehrers nur ein verdußtes Gesicht.

„Willst du mir also sagen, weshalb das so sein muß?“

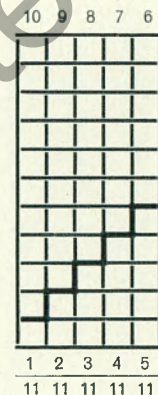
„Ja!“ Der ratsuchende Blick des Knaben blieb an der durch rote Linien in gleich große Quadrate aufgeteilten Wandtafel haften. „Ich sehe das — so!“ Er griff zur Kreide und zeichnete, den roten Linien folgend, eine zehnstufige Treppe an die Tafel. Dann schrieb er unter jede Stufe die Zahl der in ihr enthaltenen Felder.



„Das sind die Zahlen von 1 bis 10“, erklärte er. „Wenn ich nun die Summe schnell finden will, so brauche ich das Ganze nur in der Mitte zu teilen“ — er zog mit sicherer Hand eine Linie



„und die zweite Hälfte umgekehrt auf die erste zu stellen. Dann habe ich überall gleichviel Felder. Er vollendete die Zeichnung im Sinne seiner Erklärung und schrieb unter jede der neuen, jetzt gleich hohen Säulen die Summe 11.“



„Zusammen sind es $5 \times 11 = 55$. Genau so geht es auch bei der Reihe bis Hundert, nur, daß es dann 50×101 , also 5050 Felder sind“, setzte er erläuternd hinzu.

Das war freilich nicht weniger überzeugend, als das bekannte, Widerspruch und eitle Überheblichkeit ebenso unterschieden wie grazios erschlagende Experiment des Seefahrers Christoph Columbus, angesichts der mißgünstig spottenden Edelleute an der königlichen Tafel zu Madrid. Der Lehrer, dem allmählich zur Gewißheit wurde, daß menschliche Größe, die er soeben im schattenhaften Niederschlag eines Buchberichts zu beschwören versucht hatte, ihm hier in der Gestalt des jungen Maurersohnes Karl Friedrich Gauß leibhaftig begegnete, hieß den Knaben sich setzen, wobei die Sache vorerst ihr Bewenden hatte.

Aber da er kein neidsüchtiger spanischer Grande, sondern ein um das Fortkommen seiner Schüler aufrichtig besorgter deutscher Schulmann war, so suchte er der erfahrenen Beschämung nicht durch Vergessen zu entweichen. Vielmehr nahm er die erste sich bietende Gelegenheit wahr, die merkwürdig eigenständige Begabung des kleinen Rechengenies bei seiner vorgefetzten Behörde ins rechte Licht zu rücken. Es fanden sich Förderer und weitherzige Gönner, die Sorge dafür trugen, daß der rein und reich sprudelnde Quell des so entdeckten Talentes gehörig gefaßt und in ein gemäßes Bett geleitet wurde, wo er sich in der Folge zu einem mächtigen Strome auswuchs, der die Gestirne nach Entfernung und Lauf mit seltener Klarheit in seinen Spiegel einsing und dessen fruchtbare Gestade dem aufstrebenden Geschlecht unserer Väter neue Möglichkeiten zur Erhaltung und Erhöhung des Erdenfeins boten.

Die großen Deutschen.

Ein Buchbericht von Professor Dr. Walther Schneider.

III. Dichtung und Musik (Fortsetzung).

In die von Widersprüchen zerrissene, mit Spannungen überladene Welt der Romantik führen die ausgezeichneten Arbeiten von Wilhelm von Scholz über Josef von Eichendorff und von H. G. von Maassen über E. T. A. Hoffmann.

Aus seiner schlesischen Stammesabkunft erwächst in Eichendorff die Romantik, die „Kunst der Sehnsucht nach der Vergangenheit, nach reinem Deutschtum, nach echter Kulturgemeinschaft“, die sich aber in eine geträumte, „innere Landschaft“ flüchtet.

Die Gefahren, die der schrankenlose Flug der Phantasie für den Dichter und sein Werk bergen kann, zeigt das Schicksal des „Geistersehers“ E. T. A. Hoffmann, der nicht nur scharf und satirisch beobachtender Schilderer der Wirklichkeit war, an die er dämonisch das Reich des Wunderbaren, Grotesken, ja Bizarren anknüpfte, sondern auch Kapellmeister, Komponist, Dekorationsmaler, Architekt und Dramaturg; der schließlich als Kammergerichtsrat in Berlin mit unerhörtem Freimuth und unbeugsamem Rechtsinn den Gesehwidrigkeiten des Demagogenverfolgers Kampf entgegnetrat, die Freilassung des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn und anderer Opfer der Reaktion durchsetzte. Ehe die herrschende Willkür ihn dafür bestrafen konnte, erlag er einem schweren Leiden, an dem die mit Ludwig Deubient in der Weinstube von Lutter und Wegner durchschwärmten Nächte nicht schuldlos waren. Daß die Franzosen in dem nordisch Nebelhaften seiner Schriften etwas „echt Germanisches“ sahen und ihm als dem Prototyp des deutschen Schriftstellers maßgebenden Einfluß auf ihre Romantik einräumten, zeigt nur, wie wenig sie den tief sinnigen Seelenforscher verstanden. Auch in Deutschland ist er bis heute nicht gebührend gewürdigt worden.

In weit stärkerem Maße ist das fast ein Jahrhundert lang der Fall gewesen bei Heinrich von Kleist, dessen Dichtungen tragisch sind, dessen Leben aber die größere und geschlossener Tragödie darstellt. Josef Naber hat seine Entwicklung vom kompromißlosen Individualisten und geistigen Egoisten, dem Staat und Religion Inbegriffe der Willkür des Schicksals, Verkörperungen außervernünftiger Kräfte waren, zum Verkünder des Gedankens der „absoluten Nation“, die jenseits von Gut und Böse aus eigenem Recht steht, plastisch herausgearbeitet. In dieses titanenhafte Ringen, das den Verzweifelnden schon einmal zu dem Gedanken der Selbstvernichtung in der absurdesten Form, als Soldat des verhassten Napoleon zugrunde zu gehen, trieb, bis es ihn dann am Wannsee „den Tod suchen und Unsterblichkeit finden“ ließ, ist mit großer Kunst die Würdigung der Kleistschen Dichtungen eingefügt.

Der eigentliche Herrschaftsbereich der Romantik ist aber nicht die Dichtkunst, sondern die Musik. Wenn Richard Wagner am Grabe Karl Maria von Webers sagte: „Nie hat ein deutscher Musiker gelebt als du!“, so gab er damit die Wahrheit Ausdruck, daß in der Musik — und nur in dieser — Romantik und Deutschtum gleiche Begriffe sind. Der größte heute noch lebende Musikhistoriker, Hans Pfitzner, sagt: „Webers Sendung war eine nationale, sie galt der Freiheit und Weltgeltung des Deutschtums, die er auf dem Felde der Musik eroberte. Weber kam auf die Welt, um den ‚Freischütz‘ zu schreiben.“ Was die Dichter versäumten, haben die Tonsetzer der Romantik erreicht: die Einheit der Poesie mit dem Leben herzustellen.

Die sehr anschauliche Darstellung Hermann Gerigks schildert die grundlegenden Neuerungen, die Weber durch Einführung des Dirigierens von Orchester und Bühne mittels des Taktstockes, durch Umordnung des Orchesters, Abhaltung von Solo- und Ensembleproben und anderes in der Opernpraxis schuf, ebenso sein inneres nationales Erstarken im Berlin von 1813, das ihn zu den unsterblichen Kompositionen von Körners „Leier und Schwert“ begeisterte.

Die Würdigung der Oper „Der Freischütz“ als der ersten nach Vorwurf, Inhalt und Musik ganz deutschen Oper, in der sich aufs glücklichste höchste

Kunst und höchste Volkstümlichkeit vermählen, bereichert die Geschichte der deutschen Oper um ein wertvolles Kapitel.

Gleichwertig reiht sich die Schilderung des lyrischsten Romantikers, Robert Schumanns, durch Hans Tschmer an. Besonders dessen Bedeutung auf dem Gebiete der Klaviermusik wie die innige Verbindung von Gesang und Klavier, die subtile Ausdeutung des inneren Vorganges der zugrunde gelegten Dichtung, die ihn „einen Kranz von Musik um ein wahres Dichterkopfschlingen“ ließ, werden in einer klaren und packenden Form herausgestellt.

Mit Bedauern stellen wir hier das Fehlen Ludwig Uhlands in dieser Biographie fest. Mag dessen politisches Ringen auf Irrwegen gegangen sein, mag er in der Methode und den Ergebnissen seiner Forschung über germanische Sagen „überholt“ sein — der Dichter der Lieder „Ich hatt' einen Kameraden“, „Das ist der Tag des Herrn“, „Bei einem Wirte wundermild“, der Sänger Jung Siegfrieds und Rolands, der Wiedererwecker des tapferen „Grafen Eberhard“ verdient einen Platz unter den Großen unseres Volkes; nicht weniger der Mann, der nichts schrieb, was er nicht glaubte, und nichts tat, was mit seiner Rede und Schrift nicht in völliger Harmonie stand, der der deutschen Welt die Gestalt Walthers von der Vogelweide neu geschenkt, die Schätze des Minnesanges enthüllt hat und in der makellosen Geschlossenheit seines Wesens ein Runder des ewigen Deutschlands wurde.

Den Abschluß der romantischen Periode bilden zwei anschauliche Darstellungen der stillen, „saumseligen“ Welt Eduard Mörikes und der tiefen, klaren Persönlichkeit Adalbert Stifters. Wenn Wilhelm Michel die Romantik als „Durchbruch zum Ganzen der Schöpfung, angefaßt als Durchbruch zur Natur“, deutet, so zielt das eigentlich mehr auf die kräftige Persönlichkeit Uhlands als auf den reichlich lebensfernern Mörike, der „zwischen sonnigem Zuhause und Abseitigem, ja Gespenstigem sich eine Kinderwelt erbaute, die er bis zum Tode bewohnte“. In Amt und Ehe versagte er, flüchtete sich immer wieder auf die Zauberinsel „Orplid“, die an Wagners Oralsburg und Hölderlins erträumtes Hellas erinnert; und so köstlich „gemütlich“ — im ursprünglichsten Sinne des Wortes — die Idylle vom „Alten Turmhahn“ ist, sie entspricht nicht dem Leben. Leider ist die beste Erzählung Mörikes, „Mozart auf der Reise nach Prag“, die den kindlich frohen, das Leben so restlos bejahenden und doch vom frühen Tode schon überschatteten Meister aus innerster Seelenverwandtschaft zeichnet, kaum erwähnt. Gerade hier aber versteht man recht, daß Ludwig Richter und Moritz von Schwind Mörikes Freunde sein mußten, daß der lyrischste Musiker, Hugo Wolf, seine Lieder vertont hat.

Ganz in die Welt des Schönen als „des Göttlichen im Kleide des Reizes“ führt uns das Lebensbild Adalbert Stifters von Max Mell. Es mag erstaunlich erscheinen, daß gerade unsere Zeit zu diesem Manne mit seiner Liebe zum Kleinen und seiner oft ermüdenden Weiterschweifigkeit wieder ein näheres Verhältnis findet. Das Geheimnis liegt in der lautereren, klaren Art, mit der Stifter den Menschen in das Lebensganze stellt. Über alles Verhängnis und Schicksal hinaus erscheint der Platz des einzelnen in der Kette der Geschlechter als sittliche Verpflichtung: „Der große goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden zu uns herabgeronnen durch die unzählbaren Mutterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde, ist die Regel, und seine Aufmerksamkeit ward vergessen; das andere, der Haß, ist die Ausnahme, und dies ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden.“

Wilhelm von Scholz hat die beiden großen Dramatiker der nachklassischen Zeit, Franz Grillparzer und Friedrich Hebbel, behandelt. Ihr Verhältnis schildert er in einer persönlichen Erinnerung durch die Erzählung, wie Hebbel einmal in Wien, auf den vorübergehenden Grillparzer deutend, zu der Dichterin Betty Paoli gesagt habe: „Ein Unsterblicher!“ Bei der Darstellung Grillparzers wird das „Epigontum“ etwas reichlich betont. Sein tiefes Gefühl für dichterische Wahrheit hat ihn doch vor jeder „Nachahmung“ bewahrt. Neu wird vielen Lesern die Zurückführung des Dästeren, Bitteren in Grillparzer auf das unglückliche Erbgut der Mutter sein.

* „Die großen Deutschen.“ Herausgegeben von Willy Andreas und Wilhelm von Scholz. Propyläenverlag, Berlin. 4 Bände. Ganzleinen je Bd. 16,50 RM.

Voll dramatischen Schwunges ist die Schilderung des Lebens Friedrich Hebbels, der mit fast übermenschlicher Kraft dem Schicksal und dem verständnislosen Zeitalter den Lorbeer abrang. Das Hervorheben der traurigen Tatsache, daß der „herumgestoßene Maurersohn erst von der Nahrung einer armen Geliebten, dann vom Gehalt der Gattin mitlebte“, ist allerdings geeignet, Hebbels Charakter in ein falsches Licht zu setzen. Scholz selbst spricht ja auch von seinem „einfach festen Charakter und geradlinigen Willen“, von seiner „als Dichtung begriffenen Leidenschaft zum Lebensganzen“. Ist doch die rauhe, oft brutale Außenseite Hebbels nichts als ein keusches Verbergenwollen seines tiefen Gefühls. Sein Unglück war es, daß er, nach seinen eigenen Worten, „die Blumen auf der Erde nicht mehr sah, weil er immer die Toten unter ihr sehen mußte“. Daher seine Tragik des Gegenfases, seine an Hegels spitzfindiger Dialektik geschulte Verstandesschärfe, die die Darstellung oft hart und zergliedernd macht, seine Leidenschaft, den Helden, wie in „Judith“ und „Agnes Bernauer“, sich „rechtfertigen“ zu lassen. Die ganze Wucht Hebbelscher Weltanschauung charakterisiert Scholz an seiner Deutung eines Bildes: „Der Dreißigjährige Krieg“, auf dem zwischen den Figuren der Pest und des Todes ein schlummerndes Kind erscheint: „Hier haben Sie das tragische Gesetz der Welt dargestellt. Das schuldlose Kind wird groß, wächst hinein zwischen die schuldigen Älteren, es wird im Umgange mit ihnen ebenso schuldig, es steigt auf zwischen die Greuel unredlicher Menschen.“

Ein Lebenswerk von der umwälzenden Bedeutung nicht nur auf dem Gebiet der Musik, sondern des gesamten künstlerischen Ethos wie das Richard Wagners läßt sich im Rahmen eines Aufsatzes so wenig würdigen wie das Goethes. Karl R. Ganzer hat sich deshalb durchaus auf die weltanschauliche Leistung Wagners, seine revolutionäre Stellung zu den bewegenden Kräften des 19. Jahrhunderts und den Aufbau des „Gesamtkunstwerkes“ mit Hilfe der gestaltenden Mächte „Volk“ und „Mythos“, konzentriert. Die lichtvollen, von edelster Begeisterung für den Propheten eines neuen Zeitalters der schöpferischen Zusammenschau getragenen Ausführungen zeigen Wagner in seiner noch heute nicht erkannten Bedeutung, und man gesteht dem Verfasser gern zu, daß „musikalische Analysen nur für den Fachmann Bedeutung haben“. Trotzdem vermissen wir mit Bedauern die Fortführung der in den vorhergehenden Aufsätzen so verheißungsvoll begonnenen Entwicklungslinie Bach, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber bis zu Wagner.

Dem nachwagnerischen musikalischen Schaffen sind drei Arbeiten über Bruckner, Brahms und Reger gewidmet. Der Kampf zwischen den Anhängern der beiden ersten Meister, der in seiner Heftigkeit und heute kaum mehr begreiflichen Unsachlichkeit an den Kampf der „Gluckisten“ und „Piccinisten“ erinnert, wird durch Walthar Wiora und H. Stückenschmidt auf seine berechtigten Gründe zurückgedämmt.

Mit Recht schreibt Wiora den Ruf der „Unzeitgemäßheit“, den Anton Bruckner genoss, dem Umstande zu, daß er „das Heilige, das Gebet in die Musik bannte in einer gottfernen Zeit, die der Wirklichkeit und Verkehrstechnik diene“. Ausgezeichnet wird der „Dorfleser in einer Welt beginnender Dekadenz“ gezeichnet, der „gesteigerte Mann aus dem Volke“, der die Schätze der kirchlichen Polyphonie wie der Dorfmusik in die höchstorganisierten Gefüge der Musikgeschichte einfügte, die Tonhymbole, die in der romantischen und Wagnerschen Orchestersprache für dramatische Vorgänge geprägt wurden, in das Gebiet des Heiligen emporhob.

Mit gleicher Liebe und kluger Sachlichkeit stellt H. Stückenschmidt die Gestalt Johannes Brahms' vor den Leser hin. Eine ausgezeichnete Skizzierung der Gefahren, die der Ausschließlichkeitsanspruch der „Programm Musik“ in sich barg, bildet die Einleitung zu eingehender Schilderung der Kämpfe, die Brahms gegen die „Neudeutschen“ ausfocht; es folgt eine Würdigung seines „deutschen Requiems“, seiner bahnbrechenden Neuerungen auf dem Gebiete der Variationen, auf dem allein Max Reger ihm folgen konnte.

Leider ist die sehr einseitige, mit unsachlicher Schärfe geschriebene Schilderung des harten Ringens, das Max Reger um Erfolg und Anerkennung leisten mußte, wenig geeignet, diesen bedeutenden Musiker dem Leser näherzubringen. Die Empörung Hermann Ungers über den „internationalen Musikbetrieb raffestremder Musiker“ in der Nachkriegszeit wird jeder Deutsche teilen; Regers Kämpfen um die Entscheidung zwischen Wagner und Brahms ist packend gezeichnet. Aber das ver-

krampfte Bemühen, die dunklen menschlichen und künstlerischen Seiten des ungaslichen, mit „bayerischer Grobheit“ ausgestatteten Mannes um jeden Preis hell zu waschen, und zwar durch Herabsetzung aller andern als „düffelhafter Gebildeter“, „gebildeter Neudeutscher“, wie Schillings, Weingartner, Mottl usw., dürfte nicht der Weg sein; dem großen Musiker gerecht zu werden.

Die Reihe der Vertreter der epischen Erzählerkunst, die ein Ruhmesblatt der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts bildet, eröffnen zwei Männer, die als Schweizer dem deutschen Kulturkreis zugehören.

Warum allerdings Jakob Schaffner seinen Landsmann Gottfried Keller in einer kaum verständlichen Manier als unsympathisches Raubbein hinstellt, dessen „Kopf ein Fünfstel der Größe ausmacht, die Beine nur ein Drittel“, der über „München und seine Radweiber, Kalbertreiber“, über Heidelberg und sein „lumpiges, liederliches Volk“ ebenso schimpft wie über die „Berliner mit erschrecklich kurzem Gedärm, großer Konfusion und mit Gedankenlosigkeit behaftet“, ist nicht klar. Entsprechen diese Sätze, zwar einseitig herausgeschnitten, wenigstens noch den Tatsachen, so kann die Behauptung, Keller habe „durch die Wendung zum überzeugten Atheisten geradezu eine allgemeine Erneuerung und Reinigung seines gesamten Wesens erlebt“, vor der Wahrheit einfach nicht bestehen. Keller ist den „Sintagsgöttern“, den Dogmatikern des Unglaubens, genau so feindlich wie den „Pfaffen“. Der Spott Voltaires hat mit Kellers feinsinniger Ironie nichts zu tun. Wer seine „Leute von Seldwyla“ und vor allem sein „Sinngedicht“ kennt, wird über diese Darstellung nur den Kopf schütteln; Kellers Schriften sind ihre beste Widerlegung.

Von mitschwingendem Verständnis für das feinnerbige Seelenleben seines Dichters ist dagegen das Lebensbild diktiert, das Max Krell von Konrad Ferdinand Meyer gibt. Die „eingartige Objektivität“, die er ihm nachrühmt, bewahrt er selbst, wenn er den Zwiespalt zwischen der marmorglatten Form als dem französischen Erbe und dem grübelrührischen Brüten über den Rätseln des Lebens, dem Verantwortungsgefühl gegenüber dem eigenen Werk als dem überragenden Anteil deutschen Blutstromes herausstellt.

Wenn Meyer im Kampfe des einzelnen gegen den Dämon, das Schicksal, die Problematik des Deutschen schlechthin im fremden Gewande der Renaissance darstellt, so lebt in den Schriften Wilhelm Raabes, von dem Hermann Pongs eine feinsinnige Zeichnung beisteuert, die Tragik des Deutschen ohne Deutschland, wie der sturille Zeichner in der „Chronik der Sperlingsgasse“ es ausdrückt: „Kann Deutschland nicht finden, rutsch allweil drauf rum.“ Aber diese schiefe, verbogene Welt enger Kleinbürgerlichkeit wird vergoldet von einem reinen Mitleid und einem wunderbaren Humor, der das tief sinnige Wort prägen konnte: „Das Lachen ist eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit.“

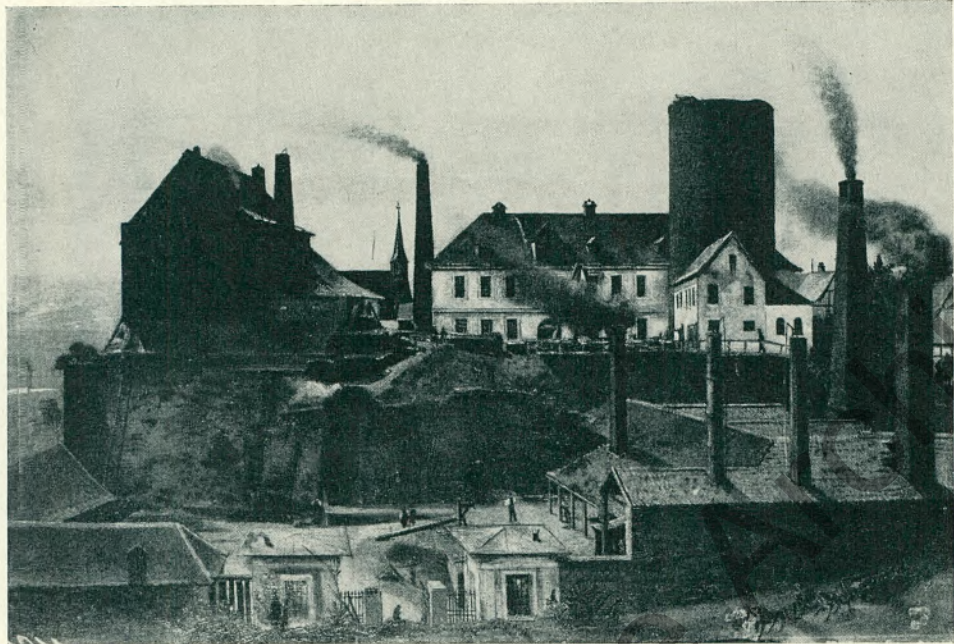
Noch stärker ist der echt nordische Drang, die kargen und dunklen Seiten des Lebens durch kraftvolle Lebensbejahung zu erhellen, bei Theodor Fontane, dem Mario Kramer, selbst ein begeisterter Anwalt der vielgeschmähten Mark Brandenburg, eine vorzügliche Studie widmet. Märkisch-preussischen Geist atmen die Balladen wie die Romane dieses schlichten Menschenbildners, seine knorrigen, kernfesten Junker, Bürger und Bauern, und über all seinem Schaffen schwebt sein Wort: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie du!“

Vergebens suchen wir die Namen der drei großen Erzähler Norddeutschlands, die von Raabe und Fontane gar nicht zu trennen sind, Gustav Freytag, Theodor Storm und Fritz Reuter.

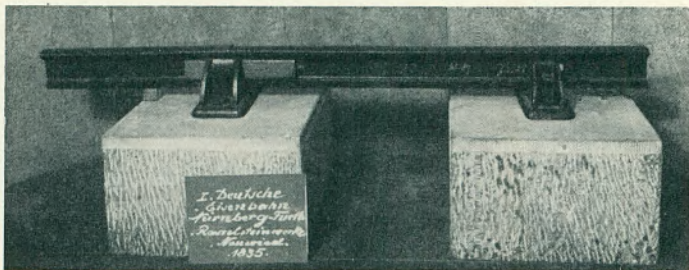
Was im deutschen Bürgertum ehrlich und tüchtig und rechtschaffen, treu und schöpferisch war, das lebt in Freytags unsterblichem „Gott und Haben“, und seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ wie seine „Mhnen“ haben Millionen deutscher Menschen in einer Zeit der beginnenden Entwurzelung und westeuropäischer Dekadenz das Bewußtsein der verantwortlichen Verbundenheit mit deutscher Art und Kultur wach und lebendig erhalten. Die tiefsten Gründe nordisch-deutschen Lebensernstes hat Theodor Storm in erschütternden Bildern aufgezeigt, und Fritz Reuter hat nicht nur die schlichte Welt des niederdeutschen Landmannes in einer geradezu einmaligen, klassischen Form verewigt, er hat auch jenen Kreisen, deren Lage mit harter Arbeit und Dürftigkeit ausgefüllt sind, ihr ganzes Dasein durch seine Kunst verklärt und die Ehre der Arbeit geadelt. Es ist zu hoffen, daß eine Neuauflage der Biographie diesen Männern den verdienten Platz unter den „Großen“ einräumt.

Technische Gedenktage.

8. 11. 1786 wurde zu Baerl am Niederrhein Heinrich Daniel Karp geboren. Nachdem er verschiedene kaufmännische Stellungen, u. a. auch in England, bekleidet hatte, fand er in Friedrich Harkort einen gleichgesinnten vorwärtsstrebenden Gesellschafter. Beide gründeten im Jahre 1818 auf der Burg in Wetter eine mechanische Werkstätte, die erste wirkliche Maschinenfabrik Deutschlands. Es war für Karp nicht ganz einfach, mit seinem Gesellschafter Harkort auszukommen, denn Harkort war weniger darauf bedacht, Geld zu verdienen, als durch sein Vorgehen Anregungen zu geben, damit auch die deutsche Hütten- und Maschinenindustrie sich die Fortschritte anderer



Die mechanische Werkstätte von Harkort und Karp auf der Burg zu Wetter in den 1820er Jahren. Lichtbild: Demag.

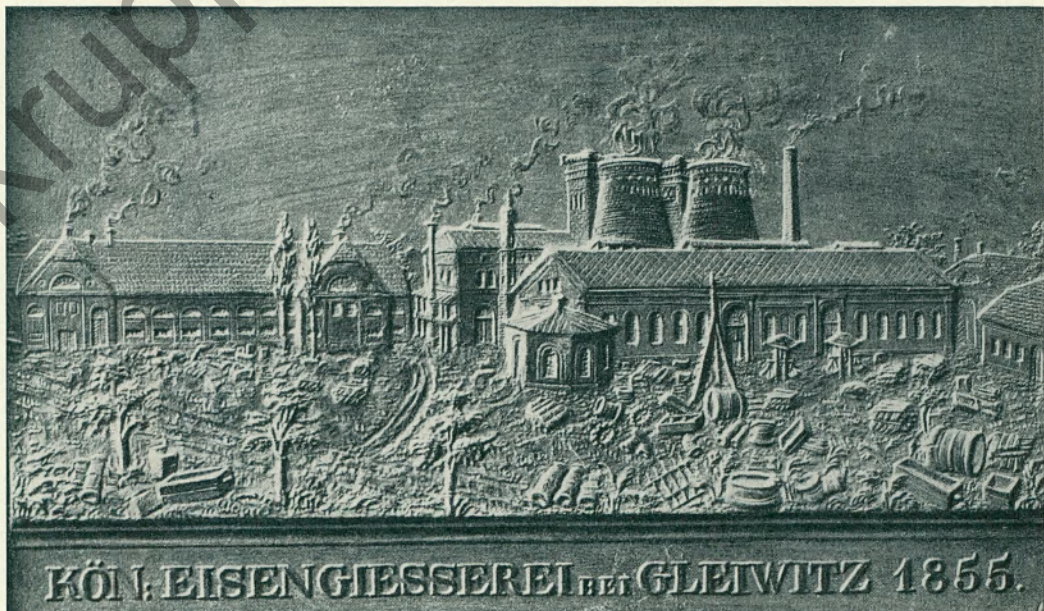


Die von Christian Friedrich Remy gewalzte Schiene für die erste deutsche Eisenbahn Nürnberg-Erlangen, 1824. (Kreismuseum Neuwied.)

Länder zuzunehmen machte. 1830 trennten sich beide Teilhaber auf gutlichem Wege, und Karp übernahm die mechanische Werkstätte auf eigene Rechnung. Karp gehört mit zu den Gründern der Rheinisch-Westfälischen Compagnie und rief im Jahre 1824 den Deutsch-Amerikanischen Bergwerksverein ins Leben, dessen Präsident er wurde. Auch als Abgeordneter im Rheinischen Landtag und Provinziallandtag war er tätig und trat genau wie sein Teilhaber Harkort stark für die Verbesserung der Verkehrsmittel, Eisenbahn und Schifffahrt, ein.

9. 11. 1783 wurde Christian Friedrich Remy zu Neuwied geboren. Er entstammte einer alten rheinischen Industriellenfamilie, die im Jahre 1760 von dem Grafen Wied das Nasselsteiner Eisenwerk gepachtet und im Jahre 1784 käuflich erworben hatte. Die Verdienste Christian Friedrichs bestehen einmal darin, daß er als erster Hüttenmann in Deutschland im Jahre 1824 einen Puddelofen in Betrieb setzen konnte, und zum andern, daß er als einziger deutscher Walzwerker im Jahre 1835 in der Lage war, die Schienen für die erste deutsche Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth zu walzen.

26. 11. 1782 wurde zu Bülow Carl Johann Bernhard Karsten geboren. Er studierte in Rostock und Berlin und lernte den Hüttenbetrieb praktisch kennen. In Oberschlesien als Bergreferendar und später -assessor beim Oberbergamt in Breslau tätig, erhielt er schon in jungen Jahren die technische Oberaufsicht über die dortigen Hütten. Er verbesserte die Zinkdarstellung aus Galmei und baute das erste Zinkwalzwerk; weiter hat er große Verdienste um die Erweiterung der Kanonen- und Munitionsfabrik in Gleiwitz. Die außerordentlichen Leistungen dieser Fabrik während der Freiheitskriege haben überhaupt erst den Sieg der preussischen Waffen ermöglicht. 1819 nach Berlin als Geheimer Bergrat in das Ministerium berufen, erhielt er bald danach die Oberleitung des gesamten preussischen Hütten- und Salinenwesens. Am bedeutendsten ist Karsten wohl als Schriftsteller gewesen. Sein „Handbuch der Eisenhüttenkunde“, das im Jahre 1841 in 3. Auflage erschien, darf wohl als das klassische Handbuch dieser Art in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelten. Ebenso bedeutend ist aber auch das von ihm herausgegebene „Archiv“, das von 1818 bis zu seinem Tode erschien und wohl alle wichtigen Arbeiten enthält, die über Bergbau, Hütten- und Salinenwesen in diesem Zeitraum erschienen sind.



Die Eisengießerei bei Gleiwitz im Jahre 1855. Gleiwitzer Eisenguß nach einem Modell von Beyerhaus. (Aus Hinge, Gleiwitzer Eisenguß, Breslau 1928.)

Ein Gewerbeförderer aus der Zeit Friedrichs des Großen.

Zur Wiederkehr des Geburtstages von Johann Ernst Gotzkowsky am 21. November.

Allein schon die Tatsache, daß Friedrich II. wenige Tage nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1740 den Kaufmann Gotzkowsky zu sich befahl und ihm Anweisung gab, „viele nützliche und geschickte Künstler und Ouvriers in das Land zu ziehen“, ist Grund genug, sich einmal Leben und Laten dieses königlichen Beraters näher anzusehen, zumal da die Bekanntschaft der beiden Männer noch in die heiteren und unbeschwerten Rheinsberger Tage zurückgeht. Hierher lenkte Gotzkowsky des öfteren seine Schritte, wenn er von der Leipziger Messe kam. Einerseits handelte es sich bei diesen Besuchen um die Erledigung von Aufträgen, die er vom damaligen Kronprinzen erhalten hatte, zum andern benutzte Friedrich die Gelegenheit, um sich mit diesem erfahrenen Kaufmann über die wirtschaftliche Lage und ihre Aussichten auszusprechen.

Als Sohn eines polnischen Edelmanns am 21. November 1710 zu Königs im ehemaligen Westpreußen geboren, verlor Johann Ernst Gotzkowsky mit fünf Jahren beide Eltern, nachdem diese im Nordischen Krieg ihr Vermögen eingebüßt hatten. Bis zum vierzehnten Lebensjahr blieb er bei Verwandten in Dresden. Dann wurde er von seinem älteren Bruder, der in Berlin in die kaufmännische Lehre getreten war, in einer Berliner Materialwarenhandlung als Lehrling untergebracht. Die Freizeit seiner sechsjährigen Lehre benutzte er mit Fleiß und Eifer, um seine geistige Ausbildung zu vervollständigen. Dann trat er in die inzwischen von seinem Bruder gegründete Galanteriewarenhandlung ein. Hier konnte sich seine Geschäftstüchtigkeit im vollen Umfange auswirken. Es glückte ihm, u. a. Aufträge für den königlichen und Kronprinzlichen Hof zu erhalten.

Als nun im Jahre 1740 der Ruf seines Königs an Gotzkowsky erging, ihn in seinen großen wirtschaftspolitischen Arbeiten zu unterstützen, beteiligte sich Gotzkowsky mit allem Eifer an diesen Aufgaben, teils als Berater und Beauftragter des Königs, indem er fremde Handwerker und Gewerbetreibende ins Land zog, teils als selbständiger Unternehmer. Seit Anfang der 1740er Jahre mit der Tochter des wohlhabenden Kaufmanns Blume verheiratet, wußte Gotzkowsky seinen Schwiegervater zu bestimmen, im Jahre 1746 in Berlin eine Samtfabrik zu begründen. Mit einer seit 1730 bereits bestehenden gleichen Fabrik sollte sie das gesamte damalige Königreich Preußen versorgen. Zur Sicherstellung des Absatzes wurde die Einfuhr fremden Samts verboten, die Ausfuhr durch eine Prämie von 4 v. H. gefördert. Als Blume kurz nach Begründung der Fabrik plötzlich starb, kam Gotzkowsky in den Besitz eines stattlichen Vermögens. Die Samtfabrik baute er in wenigen Jahren von 60 auf 150 Stühle aus. Als 1750 ein aus Lyon stammender Seidenfabrikant in Konkurs geriet, übernahm Gotzkowsky auf Wunsch und mit Unterstützung des Königs dessen Fabrik und brachte sie bald in lebhaften Betrieb.

Große Schwierigkeiten hatte Gotzkowsky mit den Händlern. Ihren Widerstand zu brechen, war sein unablässiges Bemühen. Dadurch geriet er in einen feindlichen Gegensatz zum Berliner Judentum, in dessen Händen sich der Seidenhandel ausschließlich befand. Es gelang Gotzkowsky aber schließlich, einen großangelegten Schmuggel der jüdischen Händler aufzudecken. Der König erließ daraufhin eine Verordnung, die die Händler zwang, fortan die Hälfte ihres Absatzes aus den Berliner Fabriken zu decken.

Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges versetzte Gotzkowsky in die größten geschäftlichen Schwierigkeiten. Als er im September 1756 zur Leipziger Messe zog, konnte er statt des sonst üblichen Absatzes von 40 000 Taler nur für 200 Taler Waren verkaufen. Eine Einschränkung

seiner Betriebe, die sofort Nachahmung gefunden hätte, würde neben dem großen Glend der Arbeitslosigkeit auch den gänzlichen Verfall der mit ungeheurem Aufwand an Arbeit und Geld der eben begründeten Gewerbe nach sich gezogen haben und hätte zudem sicherlich nicht dem Willen des Königs entsprochen. So entschloß sich Gotzkowsky denn, seine Fabriken trotz der Absatzkrise weiter zu betreiben. Ihm folgte die Mehrzahl der anderen Gewerbetreibenden. Schlimmer aber noch waren die Wirkungen der Münzverschlechterung, die zwar dem König die Mittel an die Hand gab, den Krieg ohne außerordentliche Steuern durchzuführen, die aber gewaltsam in die Erwerbsverhältnisse eingriff. Da Gotzkowsky seine meisten Gläubiger im Ausland, seine Schuldner jedoch im Inland hatte, verlor er sein ganzes Vermögen. Er verstand es aber, seinen Verlust zu verschleiern, und genoß nach wie vor einen unbeschränkten Kredit.

Mitten in die Wirren des Siebenjährigen Krieges fällt eine weitere gewerbliche Pioniertat Gotzkowskys. Als er im Jahre 1760 den König in Meissen besuchte, zeigte ihm dieser einige Proben sächsischen Porzellans, indem er erklärte, er beabsichtige nach Friedensschluß auch eine Porzellanfabrik anzulegen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Gotzkowsky einen Techniker der ehemaligen Wegelischen Porzellanfabrik in Berlin anwerben konnte, die nur einige Jahre bestanden hatte. Mit dessen Hilfe gründete er eine Porzellanmanufaktur, die im Jahre 1762 bereits 150 Personen beschäftigte. Die Fabrik wurde später vom König übernommen und besteht bis auf den heutigen Tag als „Staatliche Porzellanmanufaktur“ fort.

Noch ein Wort über den Patrioten Gotzkowsky, über den die Geschichte längst ihr Urteil gefällt hat. Er hat es verstanden, die bei der Besetzung Berlins durch die Russen im Jahre 1760 in Höhe von 4 000 000 Taler geforderte Kontribution auf 1 500 000 Taler zu senken, und hat für den Betrag von 1 000 000 Taler persönlich Wechsel ausgestellt. Weiter hat er die Zerstörung der königlichen Gold- und Silbermanufaktur sowie der Eisen- und Messingwerke zu Neustadt-Eberswalde

zu verhindern gewußt. Auf der andern Seite nahm er sich der Leipziger Bürgerschaft, als diese durch eine Kontribution Friedrichs II. hart bedrängt wurde, verständnisvoll an und bewog den König zu einer starken Herabsetzung des Betrages, um die Stadt Leipzig nicht der Möglichkeit einer baldigen wirtschaftlichen Erholung zu berauben.

Die allgemeine wirtschaftliche Unsicherheit nach Friedensschluß zog auch Gotzkowsky in ihren Bann. Wenn ihm auch zunächst die Befriedigung eines Teiles seiner Gläubiger gelang, so brachte die Konkurrenz der französischen Samtindustrie sein Geschäft im Jahre 1767 gänzlich zum Stillstand. Das war das Ende. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich nochmals emporzuarbeiten. Sein Vermögen verpfändete er seinen Gläubigern, und nur mit knapper Not entging er der Schuldhafte. Fast will es scheinen, als ob Gotzkowsky manchmal zum Besten der Durchführung seiner eigennützigen Absichten es an kaufmännischer Vorsicht und Klugheit hat fehlen lassen. In den Augen seiner Zeitgenossen mag daher sein Charakterbild verschieden beurteilt worden sein. Wir aber wissen, daß alle seine Bestrebungen geleitet wurden von einer glühenden Vaterlandsliebe, einer großen Menschenfreundlichkeit und einer grenzenlosen Verehrung für seinen König. Zurückgezogen und arm ist Gotzkowsky am 9. August 1775 gestorben.

Herbert Diekmann.

Schrifttum: Allg. deutsche Biographie 9 (1879) S. 448s/49; Otto Hünke: Hist. u. polit. Aufsätze, 2. Band, Berlin 1908, S. 107/30 (Deutsche Bücherei Nr. 96/97); G. Kolbe: Geschichte der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin, Berlin 1863, S. 135 ff.; Geschichte eines patriotischen Kaufmannes, Berlin 1873 (Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, Heft 7).



Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Die wirtschaftliche Erschließung Abessinienens.

Aus einem Aufsatz von Celestino Arena, Professor an der Universität Pisa, in „L'Italia d'Oltremare“, Rom.

Es ist heute nicht mehr zweifelhaft, daß ein großer Teil Abessinienens für die Akklimatisierung großer Bevölkerungsgruppen aus dem Mutterlande geeignet ist. Es ist das der ganze Teil, der nach Abzug der Wüsten und Halbwüsten von Erythraa, Danakil und Somaliland übrigbleibt, genau genommen also die Zone der Hochebene, wo sich beinahe 160 000 Quadratkilometer Land in Höhen von über 2000 Metern befinden. Diese sind also in klimatischer Hinsicht nicht sehr verschieden von der Halbinsel Italien, wenn man berücksichtigt, daß in diesen Breiten die untere Schneegrenze im Vergleich zu Italien um 2000 Meter nach oben verschoben ist. Ähnliches ist bei der Temperatur festzustellen, welche die Anpassung der weißen Bevölkerung an den geringeren atmosphärischen Druck erleichtert.

Dieses weite Gebiet der Hochebenen, das einst dicht bevölkert war, dann aber infolge von Beutezügen, ansteckenden Krankheiten und Kriegen verarmte, könnte nach Ansicht von Sachleuten zwölf Millionen Bewohner zu den drei bis fünf Millionen Menschen, die dort schon vorhanden sind, aufnehmen, was eine Bevölkerungsdichte von 75 Einwohnern auf einen Quadratkilometer ergeben würde, die für ein Gebiet mit großen wirtschaftlichen Möglichkeiten durchaus nicht zu hoch ist. Die heute dort befindliche Bevölkerung lebt ausschließlich vom Raubbau, da sie einen Boden zur Verfügung hat, der bemerkenswert fruchtbar ist und eine sehr große Verschiedenheit der Bebauung zuläßt. Man kann sich überhaupt nicht vorstellen, wie groß die Steigerung der Produktion durch Menschen sein könnte, die etwas von der Wirtschaft verstehen und nicht von der primitiven Arbeit mit kaum entwickelten Werkzeugen und Methoden leben.

Abgesehen von dem Zustand der politischen Unruhe, den steuerlichen Schikanen und dem Charakter der Menschen stellte sich noch etwas der Entwicklung der abessinischen Landwirtschaft entgegen, nämlich das Fehlen von Straßen und öffentlichen Anlagen. Der militärische Feldzug hinterließ als Erbschaft einen ansehnlichen Straßenbesitz, der von Tag zu Tag größer wird und aus einem Netz von 4000 Kilometern Hauptverkehrsadern besteht.

Massaua muß wieder das werden, was es vor der Eröffnung der Eisenbahnlinie Addis Abeba-Dschibuti war, nämlich der Hauptseehandelsplatz Abessinienens, mit seiner Lage an der großen Straße, die einerseits das Mittelmeer mit dem Indischen Ozean und auf der anderen Seite zwei zukunftsreiche Kontinente, Afrika und Asien, verbindet. Mogadiscio wird

der größte Hafen Ostafrikas werden, da jetzt ein für allemal mit den unsicheren Verhältnissen des Hinterlandes, die sich der Entwicklung dieses Hafens hindernd in den Weg stellten, Schluß gemacht ist.

Die wirtschaftliche und bürgerliche Neuordnung der Kolonie wird nicht nur der Ansiedlung und der Nutzbarmachung der eigentlichen landwirtschaftlichen Kräfte dienen, sondern auch der Erschließung der Bodenschätze, die der Aufbauplan sich gerade in erster Linie vorgenommen hat, um die nationale Unabhängigkeit auf dem Gebiet der Rohstoffe zu beschleunigen. Für die Verarbeitung der Mineralien ist vor allem Brennstoff in nicht zu großer Entfernung nötig.

Brennstoff, Motorkraft und Verbindungswege sind unbedingt notwendig für die industrielle Entwicklung im allgemeinen wie für die landwirtschaftliche Entwicklung im besonderen. Die Häufigkeit von Steinkohlen- und Braunkohlevorkommen ist bereits bekannt. Aus den Braunkohlen sowie aus dem im Lande hergestellten Alkohol kann man den für die Kolonie notwendigen Brennstoff gewinnen. Aber mehr als auf die fossilen und flüssigen Brennstoffe muß man auf die Ausnutzung der Wasserkräfte der größeren Flußläufe Wert legen. Gerade auf diesem Gebiete wird es die italienische Technik, die Lasperrin in der ganzen Welt gebaut hat, verstehen, schnell und auf billigste Art und Weise das Grundproblem der landwirtschaftlichen, bergbaulichen und handarbeitenden Industrien

zu lösen. Die Baumwollweberei und die Bearbeitung des Leders stellen schon jetzt bedeutsame örtliche Industrien dar.

Baumwolle, Kaffee, Felle, Erze, Elfenbein, Gummi werden für die Produkte zählen, die das Mutterland in die Kolonie ausführt, um bei den ersten Arbeiten der Erschließung zu helfen. Dieser Austausch wird mit der Zeit wachsen und mannigfaltiger werden dank einer Wirtschaftspolitik, die sich nicht selbst Konkurrenz macht und sich nicht zu schützen braucht, sondern eine willkommene Ergänzung für den einzigartigen weiten Markt bildet, der sich von den Alpen, von Triest und Genua über unsere Mittelmeerinseln und das Rote Meer bis nach Äquatorialafrika erstreckt.

Wir haben das Recht, den Nationen, die, nachdem sie unserem Befreiungswerk nur Schwierigkeiten gemacht und unseren Stolz gedemütigt haben, heute nach der Politik der offenen Tür schreien, die unterschiedliche Politik entgegenzuhalten, die sie selber bisher in nicht eigenen Gebieten, zum Beispiel in den Mandatsgebieten, getrieben haben, und zwar



Die Einnahmen der Landwirtschaft steigen noch.

Die deutsche Landwirtschaft hat im Wirtschaftsjahr 1936/37 nach den vorläufigen Berechnungen des Instituts für Konjunkturforschung 8,9 Milliarden RM. für den Verkauf ihrer Erzeugnisse erlöst. Im schlimmsten Preisverfall 1932/33 waren die Verkaufserlöse um mehr als ein Drittel niedriger. Seitdem steigt die jährliche Einnahme der Landwirtschaft allmählich an. Wenn eine Verlangsamung in der Steigerung der Einnahmen festzustellen ist, so ist das darauf zurückzuführen, daß die Verbesserung der Preise allmählich abgeschlossen ist und höhere Erlöse nur noch durch die Vermehrung und Verbesserung der Erzeugnisse gewonnen werden können.

Die Aktiengesellschaften



Die Entwicklung der Großbetriebe.

Die Großbetriebe sind in Deutschland vorwiegend Aktiengesellschaften. In der Zeit der Krise haben diese Großbetriebe auch besonders große Verluste zu verzeichnen gehabt. Bei den Aktiengesellschaften mit über einer Million RM. Aktienkapital gingen damals über 1,2 Milliarden RM. verloren. Im Jahre 1936 betrug der Verlust dieser Aktiengesellschaften nur noch 82 Millionen RM. Dementsprechend sind die Gewinne angestiegen.

entgegen den Bestimmungen des Versailler Vertrages, durch den sie sich die Mandate zuerkannt haben. Gegenüber dem Angebot aber, das jetzt auf die noch nicht vergessene Drohung, uns finanziell nicht zu unterstützen, folgt, müssen wir uns unsere volle Entscheidungsfreiheit darüber vorbehalten, ob der Zustrom des fremden Goldes, das den Ausbau beschleunigen und ergiebiger gestalten würde, uns nicht politische Bindungen auferlegt oder uns vielleicht das Verfügungsrecht über das beschränkt, was die Besetzung des Landes in unsere und unserer Untertanen Hände gelegt hat.

Die englische Presse.

Aus einem Aufsatz von Jane Soames in „The American Review“, Newyork.

In Großbritannien besteht eine Pressezensur, die allerdings nicht amtlicher Natur, aber darum nicht minder schwerwiegend ist. Der deutlichste Beweis für ihr Bestehen ist die Gleichförmigkeit der englischen Zeitungen. Die gesamte Tagespresse Englands sagt im großen ganzen dasselbe über das, was sie berichtet; alle Blätter legen den gleichen Nachdruck auf Sport, Filmstars, das Königshaus, Rennberichte und die anderen Vergnügungsangelegenheiten, die einen so großen Teil ihres Stoffs ausmachen. Sie enthalten allerdings angeblich eigene Meinungsäußerungen; allein bei näherer Untersuchung wird man finden, daß diese überraschend wenig voneinander abweichen, und ungebrochenes Stillschweigen wird über Dinge bewahrt, die man nicht zu erwähnen beschloßen hat. Mit nur den bedeutungslosesten und seltenen Ausnahmen werden von unserer Presse die gleichen Dinge nicht nur berichtet und hervorgehoben, sondern auch weggelassen.

Die britische Öffentlichkeit ist an diese Gleichförmigkeit gewöhnt, und was einem gebildeten ausländischen Leser als Mangel an Mannigfaltigkeit, als langweilige Gleichheit der Meinung erscheinen mag, wird hierzulande als selbstverständlich hingenommen. Dies beruht zum Teil auf der Vaterlandsliebe der Engländer, aber darauf nicht allein. Die Masse der Bevölkerung glaubt aufrichtig, die Presse sei unzensuriert, und was sie berichtet, stelle den Bestand der täglichen Ereignisse und Anschauungen dar — während gerade in ihrer gleichmäßigen Beschaffenheit der Beweis dafür liegt, daß vieles nicht berichtet, nicht herausgestellt, nicht kritisiert wird und daher unbekannt bleibt. Und doch gibt es eine Minderheit, die gern eine freiere Meinungsäußerung und einen Nachrichtendienst hätte, der weit weniger Beschränkungen unterworfen ist. Es ist ein unter den gegebenen Verhältnissen ganz unerfüllbarer Wunsch, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil das Gesetz gegen Verleumdung durch Druckschriften (Law of Libel) eine Art Pressezensur ausübt, und zweitens, weil die Zeitungen sich selber zensurieren. In den meisten Fällen wirken diese beiden Triebkräfte zusammen, und obgleich das Verleumdungsgesetz

manchmal als drückend empfunden wird, findet man sich im ganzen damit ab.

Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß dieses sogenannte „Gesetz“ (wie vieles im englischen Rechtswesen) in Wirklichkeit eine umfangreiche Sammlung richterlicher Entscheidungen ist, die nie kodifiziert worden sind, und daß es jetzt (um die Worte eines hervorragenden Juristen zu gebrauchen) „in seinem Aufbau oder vielmehr in seinem Mangel an Aufbau so formal und verwickelt, so ungewiß in seiner Wirkung und so allumfassend und launenhaft in seinen Ergebnissen geworden ist, daß wenige Schriftsteller oder Verleger ohne große Beunruhigung das Wagnis praktischer Erprobung seiner Wirksamkeit ins Auge fassen können“. Und bei jeder Klage wegen Verleumdung sind nicht nur der Verfasser der beanstandeten Worte, sondern auch der Drucker, der Verleger und der Schriftleiter gleichermaßen haftbar. Es ist klar, daß dies eine äußerst starke Schutzwehr gegen die Veröffentlichung irgendeiner Sache ist, die in den Verdacht des Verstoßes gegen dieses Gesetz kommen könnte — um so mehr, als es keine endgültige und genaue Begriffsbestimmung dessen, was eine „Verleumdung“ darstellt, gibt. In Wirklichkeit hängt dies von der Entscheidung des Richters ab, und niemand kann sicher sein, daß er eine völlig klare und „wasserdichte“ Verteidigung hat, selbst wenn die von ihm angeführten Tatsachen bewiesen sind. In einem kürzlich in „The Political Quarterly“ erschienenen sehr bemerkenswerten Aufsatz legt der King's Counsel (königlicher Rat) D. N. Pritt als seine Meinung folgendes dar:

„Alle Erfahrungen der jüngsten Zeit zeigen, daß die Freiheit der Erörterung so ernsthaft eingeschränkt ist, daß die kritische Schriftstellerei zu einem gefährlichen Beruf geworden ist. Jeder Versuch der Abfassung eines ausführlichen kritischen Berichtes über, sagen wir, Trusts, Rüstungen, Gründung von Gesellschaften, Lebensmittelfälschungen, Zustände unter den Arbeitern, in den Slendvierteln oder in einer der großen Industrien, das private Schulwesen oder die Kolonialverwaltung stellt den Verfasser, der den Wunsch hegt, seine Bemerkungen veröffentlicht zu sehen, bei jedem Schritt vor Schwierigkeiten. Er meint vielleicht, daß es ihm, da Verleumdung ihrem Wesen nach ein Angriff auf den guten Ruf von einzelnen Menschen oder Gesellschaften ist, freistehe, eine Klasse oder ein System oder einen ganzen Industriezweig zu kritisieren. Allein er wird bald erfahren, daß, wenn in der Klasse, dem System oder der Industrie irgendeine Person oder Gesellschaft hinreichend im Vordergrund steht, um als die Zielscheibe der Kritik zu gelten, sehr wahrscheinlich eine Verleumdungsklage seitens dieser Person oder Gesellschaft die Folge sein wird . . .“

Das Unterdrücken wichtiger Nachrichten ist aber nicht einzig und allein auf den langen Arm des Verleumdungsgesetzes zurückzuführen. Die Eigentümer der Presse sind auch schuld. Es gibt in England keine Oppositionspresse, weil unsere Blätter einem kleinen Ring unendlich reicher und mächtiger Kapitalisten gehören, die nicht den Wunsch haben, kritische Darlegungen oder das Bekanntgeben nicht genehmer Tatsachen und Ansichten zu fördern.

Die Eigentümer der Presse sind als Großkapitalisten nicht willens, die Veröffentlichung von Betrachtungen, Meinungen und Nachrichten zu gestatten, die auf irgendeine Weise die Fortdauer des industriellen Kapitalismus gefährden könnten. Und da die Presse jetzt so gut wie ganz von einer kleinen Gruppe Londoner Finanzgewaltiger beherrscht wird, ist das nicht schwer. Die Vereinheitlichung dieser Herrschaft ist so gut wie restlos durchgeführt. Sie arbeitet mit der Regierung Hand in Hand. Die Könige des Industriekapitalismus zensurieren und inspirieren jede Zeile und jedes Bild in den Zeitungen, mit Ausnahme des „Daily Worker“, dessen Auflage so klein ist, daß seine Wirkung bedeutungslos ist.

Andererseits muß man aber auch sagen, daß die englische Presse nicht nur mächtig, sondern auch unbestreitbar populär ist, und daß sie, wenn es sich um wichtige Dinge handelt, mit etwas Grundlegendem und Wesentlichem im englischen Charakter im Einklang steht. Englands große Stärke liegt unzweifelhaft in der gleichgearteten und geeinigten Front, die es der ganzen Welt darbietet und die es in den Stand setzt, Krisen wie die Flottenmeuterei vor ein paar Jahren, den Generalstreik und das Aufgeben des Goldstandards zu überstehen, ohne daß sich etwas ereignet, was auch nur im entferntesten einer Panik gleichkommt, oder sei es auch nur eine weitverbreitete Unruhe in der Öffentlichkeit. Bei allen solchen Anlässen bemüht sich die Presse einmütig, die Gefahren der Lage als geringfügig hinzustellen, die Tatsachen, die sie bringt, ins beste Gewand zu

kleiden, andere Tatsachen entweder ganz zu unterdrücken oder doch so lange, bis ihre Bedeutung nicht mehr alles übrige überschattet, und die ganze Lage mit einer Menge pseudopatriotischen Selbstlobs zu bemänteln: England der Anspannung gewachsen — Großbritannien von der ganzen Welt bewundert — Britische Kühnheit und Geistesgegenwart reißen uns heraus — usw. Es wäre törichte Verblendung und Voreingenommenheit, zu bestreiten, daß dieses Verfahren sich durch die Ergebnisse rechtfertigen läßt. Das Land hat die gefährlichsten Krisen ausgehalten und eine schlimme Lage besser überstanden, als manche erfahrene Beobachter im Augenblick für möglich hielten. Die Rolle zu verkleinern, die die Presse bei solchem Wiederaufleben gespielt hat, heißt von den Tatsachen keine Notiz nehmen.

Amerikanische Leser finden die englische Presse schlecht informiert und langweilig, und sie haben recht. Sie ist langweilig, weil sie ihren Lesern nicht die wesentlichste Wahrheit über britische und internationale Angelegenheiten sagt, wenn diese Wahrheit ungünstig ist, und sie ist schlecht informiert, weil keine Mühe angewandt wird, eine klare, vorurteilslose Darstellung der Meinung in anderen Ländern zu geben.

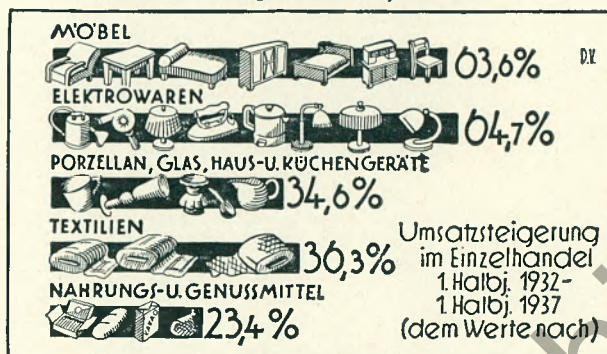
Hierin liegt die Gefahr. Denn wir in England wissen nicht, was in der übrigen Welt vorgeht, und namentlich wissen wir nicht, was in Amerika vorgeht, und was Amerika von uns denkt. Wir wissen es nicht, weil es uns in unserer Presse nicht gesagt wird, und da der Rundfunk in Großbritannien ganz amtlich ist — eine staatliche Amtsstelle ohne Konkurrenz —, ist von dieser Seite her keine Besserung zu erhoffen. Auch sind wir uns unseres Mangels an Unterrichtung nicht bewußt. Wir sind die Besten, die Größten, die Reichsten, und wir haben stets recht — so sagen uns die Zeitungen jeden Tag, und unsere Vaterlandsliebe läßt uns das glauben. Es ist eine gefährliche Selbsttäuschung, die dazu beiträgt, die Entfernung zwischen Großbritannien und Amerika zu vergrößern.

Nüchterne Arbeiten.

Aus „Der Kaufmann überm Durchschnitt“.

Es gibt nicht nüchterne Arbeiten. „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“ heißt ein tief sinniges Wort eines alten griechischen Philosophen. Die Schönheit einer Landschaft erblüht erst im Auge des sie betrachtenden naturbegeisterten Menschen. Dem Auge eines stumpfen Gefellen ist sie reizlos. Die Landschaft hat also nur die Schönheit, die der Mensch, in dessen Auge sie sich spiegelt, ihr verleiht. Wäre die Erde nur von Wesen bevölkert, die des Schönheitssinnes ermangeln, so gäbe es auch nicht den Begriff der Naturschönheit. Ein Gemälde ist ein mit Farbstoffen bedecktes Stück Leinwand. Im übrigen ist es das, wozu es die Sinne seiner Beschauer umbilden: ein hohes Kunstwerk oder ein Stück Tapete oder ein Mißbrauch wertvoller Leinwand und kostbarer Farben. So dürfen wir auch sagen: es gibt keine Arbeit, die „an sich“ nüchtern wäre. Keine Arbeit ist nüchtern, wir hätten denn selbst die Nüchternheit, die Öde und Langweiligkeit in sie hineingelegt. Setzen wir den Fall nur als Beispiel, du habest hundert Briefumschläge mit Anschriften zu versehen. Das allgemeine Urteil in bezug auf eine solche Arbeit ist, sie sei höchst nüchtern, sie sei geisttötend. Glaube es nicht. Es ist im Gegenteil eine sehr reizvolle Arbeit, wenn du sie mit Reiz ausstattest. Überlege dir, bevor du anfängst: wo muß das Wort „Herrn“ hingefügt werden, wo der Name, wo der Ort, wo die Straßenangabe, damit sich ein harmonisches Schriftbild entwickle, dessen einzelne Teile in schöner, wohlthuender Ausgeglichenheit zueinander stehen? Das erstemal scheint es dir noch nicht gelungen. Beim zehnten Male glaubst du die Lösung der schwierigen Aufgabe gefunden zu haben, und die stete Beobachtung einer Schönheitsregel, wie du sie dir selbst gebildet hast, hält dich in Spannung, bis die Arbeit vollendet ist. Doch glaube nicht, der Reiz der Sache sei hiermit erschöpft. Wie steht es mit der Form der Buchstaben? Liesse sich das große H oder J, mit dem jede Anschrift beginnt, nicht hübscher abrunden, nicht geschlossener hinfügen und mit feinerem Schwunge? Mach aus der Arbeit eine Schreibübung, und dir wird die Zeit über ihr wie im Fluge vergehen. (Mach aus jeder Arbeit eine Übung.) Und wie steht es mit der Richtigkeit deiner Abschreibearbeit? Da hast du einen neuen Punkt, an dem ein Hebel eingeseßt werden kann, der deinen Geist schwebend erhält. Überlege dir einen Plan, nach dem sich so arbeiten läßt, daß Fehler gar nicht aufkommen können oder doch sofort erkannt werden. Du weißt, man spricht so viel von „Organisation“ und rühmt den Geist der Leute, die sich auf sie verstehen. Nun:

Die Belebung des Einzelhandels



Die Hausfrauen können wieder kaufen.

Das Ziel unserer Wirtschaftsführung ist, die Lebenshaltung des gesamten Volkes zu steigern. Dies kann nur erreicht werden durch eine Leistungssteigerung der Gesamtwirtschaft. Da die Preise verhältnismäßig in gleicher Höhe geblieben sind, so bietet die wertmäßige Entwicklung der Einzelhandelsumsätze einen guten Maßstab dafür, was das deutsche Volk heute mehr kaufen kann als vor fünf Jahren. Es zeigt sich, daß auf allen Gebieten der Lebenshaltung, wie im einzelnen auf dem Bilde zu sehen ist, eine beträchtliche Steigerung erfolgte, vor allem aber in den Wirtschaftsgütern, die sich die Hausfrauen in den Zeiten der Krise nicht anschaffen konnten.

„organisiere“ deine Arbeit selbst. Errichte dir ein eigenes „Taylor-System“, nach dem sie am besten ausgeführt werden kann, so nämlich, daß kein Handgriff geschieht, der nicht von vollendeter Zweckmäßigkeit ist. Schaffe dir einen Plan, nach dem du mit dem geringsten Aufwande an Mitteln die größte Arbeitsleistung gewinnst. Es ist hierin auch die Arbeitsschnelligkeit eingeschlossen, die wir noch gar nicht betrachtet haben. Hast du es nicht schon an dir erlebt, wie fortreißend die Beobachtung der eigenen Arbeitsschnelligkeit ist, wie sie zur Fortsetzung treibt und Ermüdung fernhält. Doch noch immer sind wir nicht am Ende mit dem Aufzählen der Freuden, die aus deiner schlichten Arbeit erwachsen können. Die Anschriften, die du zu schreiben hast, erzählen nämlich alle Geschichten, und du darfst, wenn dein Geist noch immer nicht genügend beschäftigt sein sollte, von Zeit zu Zeit dein inneres Ohr öffnen, um zuzuhören. Du schreibst vielleicht gerade den Firmennamen: G. Le Blanc & Co., Berlin. Aha, denkst du, dieser Herr Le Blanc ist sicherlich ein Nachkomme eines der französischen Emigranten, die zur Zeit der französischen großen Revolution aus ihrem Vaterlande flüchten mußten. Aber du kannst diesen Gedanken gar nicht weiterspinnen, so unterhaltend es wäre, denn du bist schon bei der Firma August Piescke und fragst dich, ob das nicht ein ausgesprochen berlinischer Name wäre. Und ein paar Sekunden verweilen deine Gedanken bei deinem ersten Besuch Berlins, nur ein paar Sekunden, denn schon hat dich die Arbeit nach Dresden geführt und es steigt der Wunsch in dir auf, diese Stadt kennenzulernen. Gerade gestern hast du eine Schilderung ihrer Schönheiten gelesen. Wir haben hier nicht so viel Papier, um alle die Geschichten wiederzugeben, die dir deine Briefaufschriften erzählen würden, wenn du Lust hättest, zuzuhören.

Glaubst du noch, daß das Beanschriften von Briefumschlägen eine nüchterne Arbeit ist? Glaubst du überhaupt, daß es nüchterne Arbeiten gibt? Soviel ist sicher, wer jede als nüchtern verschrieene Arbeit so ausführt, wie es hier eben gezeigt worden ist, der wird bald an einer Stelle stehen, wo er seine Arbeit selbst bestimmen darf, wo er Gelegenheit findet, sich an die höchsten Aufgaben zu wagen.

Tintenstiftverletzungen.

Von Oberarzt Dozent Dr. med. habil. Junghanns in der Zeitschrift „Die Umschau in Wissenschaft und Technik“, Frankfurt a. M.

Tintenstiftverletzungen, wie sie bei Büroarbeit oder in der Schule bisweilen vorkommen, haben gegenüber den anderen kleineren „Büroverletzungen“ mit Bleistiften oder Federn eine Besonderheit, die jedem bekannt sein sollte, der in der Gefahr steht, sich einmal unglücklicherweise eine derartige Verletzung zuziehen zu können. Diese Besonderheit liegt in dem Verhalten der Tintenstiftteilchen gegenüber den Geweben des menschlichen Körpers. Bei jeder, auch der kleinsten Stichverletzung mit einem Tinten-

stift bleiben Farbteilchen des Stiftes, manchmal durch Abbrechen der Spitze auch größere Bröckel der Lintenstiftmine, in der Tiefe der Verletzung sitzen. Diese Teilchen oder Bröckel entfalten im Körpergewebe infolge ihrer chemischen Eigenschaft eine starke und rasch vorwärtsschreitende Zerstörung der Gewebezellen. Es kommt zu einer kleinen Zerstörungshöhle. Man kann in feingewebigen Schnitten unter dem Mikroskop schon wenige Stunden nach einer solchen Verletzung den Zerstörungshof — eine sogenannte Nekrose — deutlich feststellen. Bleiben die Lintenstiftteilchen längere Zeit in der Tiefe einer Wunde sitzen, dann vergrößert sich dieser Zerstörungsherd, und eine dauernde Absonderung von Eiter aus der Wundöffnung ist die Folge. Die Wunde schließt sich nicht wieder oder nur sehr langsam. Die Zerstörung durch Lintenstiftteilchen ruft selbstverständlich eine Abwehrfähigkeit des Körpers und eine Ansammlung von weißen Blutkörperchen sowie einen vermehrten Blutstrom zu der Verletzungsstelle hervor, und es entsteht eine richtige Entzündung mit Rötung, Schwellung, Hitzegefühl und Schmerzen um die Verletzungsstelle herum. Die weißen Blutkörperchen versuchen den eingedrungenen chemischen Fremdstoff dadurch von der Wunde wegzubringen, daß sie ihn „auf-fressen“. Dann begeben sie sich auf den Lymphbahnen in die Tiefe, um den Stoff in die Blutbahn zur Vernichtung wegzubringen. Auf dem ganzen Wege wirkt aber die chemische Zerstörungskraft der Lintenstiftteilchen, und die Zerstörung breitet sich also weiter in die Tiefe aus. Es kommt nur außerordentlich langsam zu einer Heilung, wie schon oben ausgeführt wurde. Besonders gefährlich wird diese unangenehme zerstörende Eigenschaft des Lintenstiftes aber dann, wenn der Stift, der ja verhältnismäßig hart ist, tiefer in das Gewebe eindringt und, z. B. an der Hand, Sehnen oder gar Fingergelenke erreicht, und hier in der Tiefe kleine Stücke abbrechen. Die zerstörende Wirkung kann dann zu allmählicher Zerreißung von Sehnen oder zur Zerstörung von Gelenken mit nachfolgender Versteifung oder Bewegungsbehinderung führen.

Die eben gegebene Beschreibung zeigt also, daß Lintenstiftverletzungen, auch wenn sie nur kleine Einstichöffnungen zeigen, keineswegs harmlos sind. Sie dürfen infolgedessen nicht vernachlässigt werden. Es genügt auch nicht, nur Bäder- oder Salbenbehandlungen auszuführen, denn dadurch kann die zerstörende Wirkung des in der Tiefe liegenden Lintenstiftteilchens nicht beeinflusst werden. Bei diesen Verletzungen ist es unumgänglich notwendig, die verletzte Hautstelle richtig bis zum tiefsten Punkt des Verletzungstisches auszuschneiden, so daß sicherlich keine Reste von Lintenstiftbröckeln in der Tiefe sitzenbleiben. Diese Behandlung kann selbstverständlich nur von einem Arzt ausgeführt werden. Da sich die zerstörende Wirkung in wenigen Stunden schon in die Umgebung ausgebreitet hat, ist es auch erforderlich, daß der Verletzte sich unverzüglich zum Arzt begibt. Je eher die sachgemäße Ausschneidung vorgenommen wird, um so kleiner kann die Ausschneidung sein. Kommt der Verletzte dagegen erst nach Tagen zum Arzt, dann sind manchmal große Einschnitte und Ausschneidung großer zerstörter Hautteile erforderlich, um die Eiterung zum Stillstand zu bringen und den Verletzten vor weiterem Schaden zu bewahren. Wegen dieser Gefährlichkeit der Lintenstiftverletzungen sollten in den Schulen keinerlei Lintenstifte benutzt werden.

Der Schlick.

Von Professor Dr. F. Krauß in der „Umschau in Wissenschaft und Technik“, Frankfurt am Main.

Täglich beschert uns das Meer, vor allen Dingen die Nordsee, einen wertvollen Rohstoff, den Schlick. Mit jeder Flut trägt das Wasser äußerst kleine Teilchen in ungeheuren Mengen in die Häfen, Mündungen und Buchten der Nordseeküste. Hier setzen sich die Massen zu Boden und bleiben teilweise liegen, wenn die Wasser zurückgehen. Jede neue Flut bringt eine neue Schicht des seltsamen Naturproduktes. So wurde es nötig, ihn an den Orten wieder zu entfernen, an denen er die Schifffahrt behindert. Mit Hilfe von Greifbaggern oder Eimerbaggern werden die Verkehrswege der Schiffe vom Schlick befreit und dieser in Schuten verladen. In diesen Schuten wird der Schlick dann weit ins Meer hinaus-gefahren und versenkt. Millionen muß der Staat im Jahr für diese unproduktive Arbeit ausgeben.

Es hat sich aber dann gezeigt, daß der Schlick nicht nur eine störende Naturerscheinung ist, sondern daß man ihn sehr wohl für die verschiedensten Zwecke verwenden kann. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß der Schlick

für die Landgewinnung weitgehend herangezogen werden kann; so ist mit seiner Hilfe mancher Koog entstanden, und weitere großzügige Pläne sind vorhanden, durch die viele Hektar neuen fruchtbaren Bodens gewonnen werden sollen.

Die Medizin hat sich dann ebenfalls für den Schlick interessiert. In Nordseebädern wurden Einrichtungen getroffen, in denen Rheumakranken Gelegenheit gegeben wird, im seuchten Schlick, der auf über vierzig Grad erhitzt wird, zu baden. Es steht außer Zweifel, daß die Wirkung gut ist, wie Verfasser selbst feststellen konnte. Die Bäder wirken, ähnlich wie Moor-bäder oder Gangopackungen, durch die heiße, feste Substanz. Radioaktivität kommt als Ursache für Heilwirkung, wie von mancher Seite zunächst angenommen wurde, nicht in Frage.

Große Bedeutung scheint dem Schlick als Düngemittel zugekommen. Verfasser konnte sich selbst durch Augenschein an der Elbmündung in Brunsbüttelkoog von dieser Wirkung überzeugen. Von nebeneinanderliegenden Feldern, die sonst vollkommen gleich behandelt worden waren, zeigte jeweils das vorher beschlickte ganz offensichtlich einen größeren Ertrag und ein besseres Wachstum der Pflanzen. Die Wirkungsweise des Schlickes erscheint noch nicht ganz sichergestellt; sie dürfte teils auf chemischer, teils auf bakteriologischer Grundlage beruhen. Festzustellen ist, daß die Wirkung des Schlickes als Düngemittel je nach dem Gewinnungsorte wechselt, bei fast gleichbleibender chemischer Zusammensetzung.

Die Verwendung des Schlickes in der Chemie bietet mannigfaltige Möglichkeiten, wenn auch zuerst die Vielseitigkeit der Anwendungsgebiete überschätzt wurde. Infolge seiner überaus feinen Verteilung ist der Schlick sehr reaktionsfähig. Auch absorbiert und adsorbiert er leicht. Überraschend ausgeprägt ist seine reduzierende Wirkung, die zunächst auf die Anwesenheit „ungefättigter Siliziumverbindungen“ zurückgeführt wurde, was aber nicht aufrechterhalten werden konnte¹. Mannigfaltig sind die weiteren Vorschläge für die Verwendung des Schlickes². Erwähnt seien: Straßenbau, Preßmassen, Papierherstellung, Schmiermittel, Futtermittel, keramische Erzeugnisse, Zemente, Gummi, Pflanzenschutz, Farbstoffe, Kunstmassen, Kofschuß und andere mehr.

Die Preßmasse zum Beispiel hat industrielle Verwertung gefunden. Gemeinam mit Friß Prasse hat Verfasser eine Preßmasse hergestellt, die sehr billig ist und sich aus acht bis zehn in Deutschland in beliebiger Menge erhältlichen Rohstoffen zusammensetzt. Als Füllstoff kann Meeresschlick herangezogen werden, durch dessen Verwendung der Preis der Masse weiter gesenkt werden kann, sich aber andererseits die Härte und Widerstandsfähigkeit der Preßstücke erhöht. Auch seien Versuche erwähnt, die Verfasser mit mehreren Mitarbeitern ausgeführt hat und die noch weiter ausgebaut werden sollen, die ergeben haben, daß es menschlicher Voraussicht nach möglich ist, Aluminium, dessen Darstellung bisher nur aus ausländischen Rohstoffen vorgenommen wird, nicht nur aus deutschen Tonen, sondern auch aus Meeresschlick ebenso billig herzustellen, wie aus dem bisher verwendeten Bauxit.

Auf eine Frage muß noch hingewiesen werden, die verschieden beurteilt und auch von mancher Seite als Hindernis für die Verwertung des Schlickes betrachtet wird: die Entfernung des Wassers. Es ist sehr erklärlich, daß der Schlick unmittelbar nach seiner Gewinnung sehr viel Wasser enthält, dessen Entfernung durch Erhitzen viel zu teuer sein würde, ganz abgesehen davon, daß durch ein solches Vorgehen die günstigen Eigenschaften des Schlickes zum Teil vernichtet würden.

A. Meier³ berichtet, daß der Schlick, an der Luft getrocknet, zu einer Masse erhärtet, die leicht zu Staub zerrieben werden kann. Diese Erfahrungen decken sich durchaus mit denen des Verfassers. Der Schlick trocknet nicht schwer, sondern gibt, entgegen allen Erwartungen, das Wasser überraschend leicht ab. Der Schlick „sprazt“ beim Lagern und trocknet daher auch im Innern. Bei Lagerung von Schlick in Haufen ergab sich, daß von den in dem Präparat enthaltenen 47 Prozent Wasser im Freien 43 Prozent und im Laboratorium bei 20 Grad Celsius 46 Prozent Wasser verdunstet.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß wir im Schlick ein wertvolles, billiges Naturprodukt besitzen, das vielseitige Verwendung finden kann.

¹ Siehe hierzu: Carpsow, Der Farbenchemiker 3 (1932), S. 454; dagegen: F. Krauß und Amii Kollath, ebenda (1933), S. 415, 447.

² Literaturübersicht bei F. Krauß und A. Kollath, loc. cit.

³ A. Meier, Umschau 40 (1936), S. 561.

Der Nussknocker

Geheimschrift.

(Buchstabenvertauschrätsel).

ZOL BOFKI SMÄE, ZA GID&IDPEDZ,
U BÜFDI ZUE GERDEERID,
ZOLL IL IKHÄMMRI BAD&I LEDZ,-
IL LEDZ IKHÄMMRI THMEERID!

POKM SIKUP.

Schlüssel:

1. &BIEDHAKR = Stadt am Main,
 2. KÄZILFIEG = Weinort am Rhein,
 3. PMOTTIK&MODSI = Giftschlange,
 4. GÜKEID = Dichtungsart, 5. &UE = Zählmaß.
- CK, CH und SCH haben besondere Zeichen.

Das Stichwort.

Ein Herr kaufte in einem Laden Wäsche und mußte dafür 10,98 RM. bezahlen. Zu Hause findet er auf den Waren einen Zettel mit den Buchstaben LSJÄFO

WREG, die offenbar die Preisberechnung bedeuten. Durch seine Zahlung kann er unschwer den Wert der Buchstaben WREG feststellen. Berechnen Sie den Wert der andern Buchstaben und stellen Sie dadurch das Stichwort der Firma für die Preise fest!

Silbenzusammenstellrätsel mit Silbenauswählrätsel.

a - a - a - auf - be - be - ber - bot - brö - bruch - but - chen - de - del - der - der - der - der - der - deut - die - e - e - eich - for - fra - ge - ge - ge - ge - ha - hopf - in - ist - ka - keit - kel - ken - kön - kraft - la - lich - lis - ma - na - ne - nern - no - nung - o - o - o - of - on - rei - ri - ri - ried - schen - schi - sen - stieg - ta - ta - tar - te - fer - thal - the - the - ti - tu - us - we - wie - wie - win - wisch - ze.

Vorstehende 81 Silben sind zu 25 Wörtern zusammenzustellen. Aus jedem Worte ist eine Silbe auszuwählen. Die ausgewählten Silben sollen, der Reihe nach zusammengestellt, ein Wort aus der Rede Adolf Hitlers am 10. Februar 1933 im Berliner Sportpalast ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Berg im Rothaargebirge. 2. Unsauberer Kuckucksvogel. 3. Lehrstuhl. 4. Ausruf der wehrfähigen Männer. 5. Dittelfink. 6. Achtschäner. 7. Kennzeichen guter Aussprache. 8. Heldin eines Märchens. 9. Göttin des Zufalls. 10. Römischer Kaiser. 11. Kanadischer See. 12. Gottesleugner. 13. Eigentumsvergehen. 14. Interpunktionszeichen. 15. Rosenstuch. 16. Mönch des Islam. 17. Stadt im Erzgebirge. 18. Stadt am Main. 19. Stadt an der Werra. 20. Schweizer Held. 21. Verschleierung von Feldbefestigungen. 22. Fruchtbares Gebiet an der Oder. 23. Kurort in der Schweiz. 24. Stadt im Saalkreise. 25. Deutsches Wort für Motor.

XI/43

Rösselsprung.

			auf	te	a	lings			
	heißt	kunst	le	i	die	art	le	son	
bens	glanz		rech	hen	früh	de		daß	stah
das	ber	le	ner	rin	waher	ge	nen	eu	stes
den	ban	voll	ste	sche	schwin	res	ihr	mög'	das
teck	sen	so	er	nach	gend	be	jung	herb	was
	sieg	als	ib	gend	hen	im	auch	herz	

Zusammensetzerätsel.

Die Buchstabengruppen sind so zusammenzubringen, daß sich bei richtiger Lösung ein Ausspruch von Seneca ergibt.

BER - EIN - ERD - ERÜ - FGE - GAN - GE - JED - NSCH -
RAU - RT - SPA - TIS - TNU

2. P.

Lösungen aus dem Oktoberheft.

Buchstabenzusammenstellrätsel.

1. Ferment. 2. Raffinade. 3. Elefant. 4. Upsala. 5. Nesseltuch. 6. Dichter. 7. Erwin. 8. Ziegenhain. 9. Utrecht. 10. Hettstedt. 11. Akzent. 12. Bruder. 13. Ethnographie. 14. Niagara. 15. Imbiß. 16. Spezerei. 17. Lantierne. 18. Griechenland. 19. Umstrukt. 20. Tetraeder. 21. Elberfeld. 22. Idealismus. 23. Naseweis. 24. Sisyphus. 25. Schiit. 26. Adresse.

Freunde zu haben ist gut; ein scharfes Schwert zu haben ist besser.

Silbenrätsel.

Nur Selbsterworbenes hat Wert.

1. Nachricht. 2. Unteroffizier. 3. Romanze. 4. Shadow. 5. Elektrizität. 6. Litanka. 7. Biograph. 8. Silberfuchs. 9. Topographie. 10. Einhorn. 11. Rücktrittsbremse. 12. Wäscheforb. 13. Obersteiger.

Buchstabenvorselzerätsel.

Allem läßt sich abgewinnen eine Seite, die da glänzt.

Spiel mit Buchstaben.

1. N(am)ur. 2. (A)der. 3. De(m)ut. 4. Sche(re). 5. B(i)er. 6. Mag(d). 7. Im(me). 8. Zwe(r)g. 9. (E)cke. 10. Für(t). 11. (D)einen. 12. U(f)ti. 13. (M)ond. 14. Enz. 15. Weck. 16. (E)der. 17. Gan(s). 18. Ze(h). 19. N(a)men. 20. Sch(u)he. 21. (W)iß. 22. U(f)er. 23. Fas(an). 24. Gen.

Nur der Deutsche vermag im Zwecke für seine Nation den Zweck der ganzen Menschheit zu erfassen.

*

Die Quelle.

Der Bildbericht „Das Wunder“ ist mit freundlicher Genehmigung von Verfasser und Verlag dem Bildbuch „Arbeit“ von Dr. Paul Wolff entnommen.

200 Tiefdruckbildseiten mit Geleitworten von Dr. Paul Wolff und Alfred Fritschler. Gemeinschaftsverlag; Volk und Reich Verlag, Berlin - H. Borchhold, Verlagsbuchhandlung, Frankfurt a. M. Preis: Großformat gebunden 12,50 RM.

471

Die Bolanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat eingefangenen Goolvögel

Eine alte Fliege ging mit ihrer Tochter auf der Glase eines alten Herren spazieren.

„Siehst du“, erzählte die Fliegenmama, „wie ich in deinem Alter war, da war das hier noch ein Fußweg!“
(Wochenschau.)

*

Mathematikprofessor Rombus erklärt in der Klasse die Zinsberechnung und kommt dann zu dem Ergebnis: Zins ist gleich Kapital mal Zinsfuß, geteilt durch Hundert und bei einer bestimmten Zeit: „mal Zeit“. Inzwischen geht die Unterrichtsstunde zu Ende und Sticht fängt an, seine Bücher zusammenzupacken. Da noch eine Minute bis zum Glockenschlag fehlt, ruft Rombus den unaufmerksamen Sticht schnell noch einmal auf: „Sticht, wie berechnet man die Zinsen?“ „Kapital mal Zinsfuß geteilt durch Hundert“ lautet die Antwort. „Mal Zeit“ ergänzt zornig der Professor. Im selben Augenblick läutet es ein Uhr und dankend quittiert Sticht: „Mahlzeit, Herr Professor!“
(Illustrierter Beobachter.)

*

Bekümmert kam Benno zu seinem Freund: „Jetzt muß ich mir doch eine neue Stenotypistin suchen!“

„Wieso denn“, forschte der Freund, „sie ist doch fleißig und ordentlich!“

„Das schon, aber jedesmal, wenn ich diktiere, fragt sie, wie das oder jenes Wort geschrieben wird!“

„Das hält natürlich blödsinnig auf!“
„Das wäre mir gleich, aber es sieht so dumm aus, wenn ich sagen muß, daß ich es auch nicht weiß!“
(Münchener Illustrierte Presse.)

*

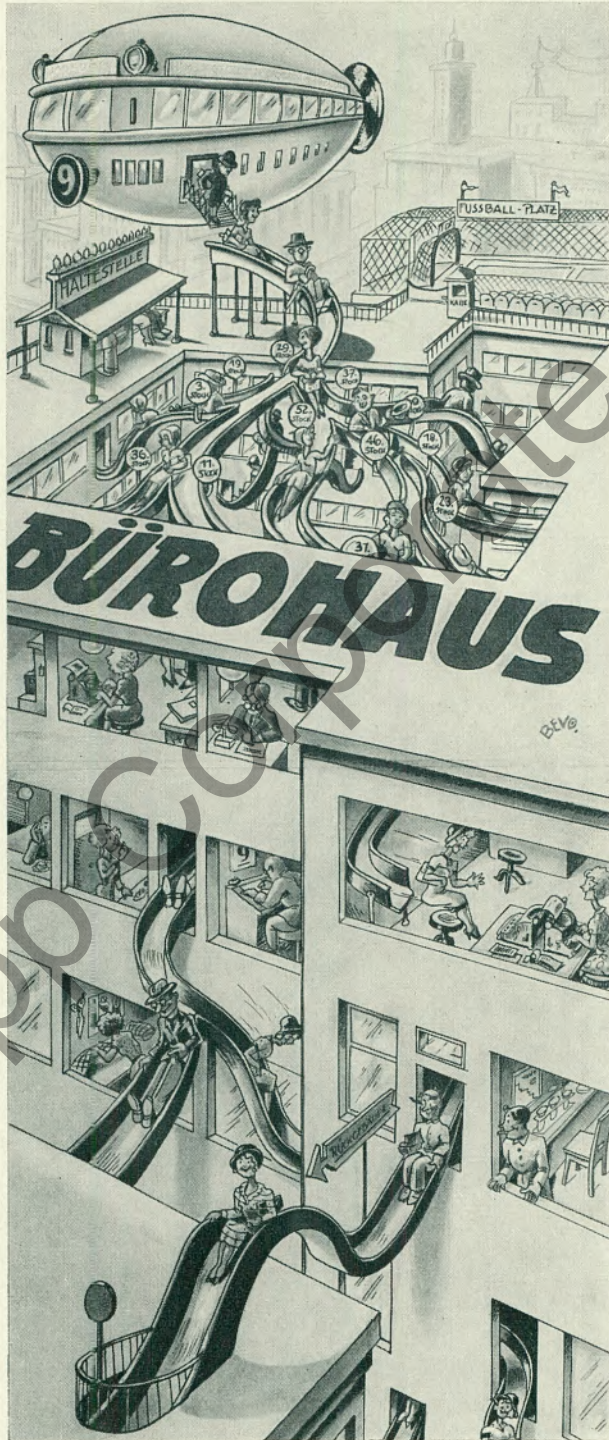
Bei einem Reitervereinsfest ist ein alter General anwesend. Auf der Reitbahn wird noch trainiert, und Ergenzleng spricht einen der jungen Männer an: „Na, mein Sohn, hast du dein Pensum bald durchgeritten?“

„Bis jetzt spür ich noch nichts, Ergenzleng!“ lautet die biedere Antwort.
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

„Was machst du in der Speisekammer, Karlchen?“

„Ich kämpfe mit der Versuchung, Mutti!“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)



Zukunftstraum unseres Mitarbeiters Bert Vogler.

Ein kleiner Junge schreibt einen Aufsatz: „Noahs Leben in der Arche.“
„... Und eines Morgens ging Noah fischen — aber nur fünf Minuten lang.“

Die Lehrerin fragt erstaunt, warum er so genau in der Zeitangabe sei.
„Er hatte doch nur zwei Würmer mit!“ kam die Antwort.
(Illustrierter Beobachter.)

*

Washington: Es ist kurz vor 24 Uhr und Johnson hat es eilig. Er ist Soldat. An der nächsten Ecke rennt er einen Jünger der Heilsarmee um und murmelt: „Verzeihung, Kamerad.“

Darauf der andere: „Was heißt hier Kamerad? Ich bin ein Soldat des Himmels!“

„Oh“, meint Johnson, „dann mußt du aber noch ganz anders rennen als ich!“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Onkel: „Na, Karlchen, wie geht's denn mit der französischen Sprache in der Schule?“

Karlchen: „O fein, Onkel. Wir können schon ganze Sätze übersetzen. Gestern hatten wir einen Satz: „Der gute Onkel gibt dem Neffen eine Marz“ und „Ich habe einen Onkel, welcher den Kindern Bonbons schenkt.““
(Illustrierter Beobachter.)

*

Unterricht in der Naturkunde. Der Lehrer wollte von den Schülern wissen, was ein Goldfisch sei.

Der kleine Fritz meldet sich: „Eine reichgewordene Olsardine, Herr Lehrer.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

„Frischen, ist Vater schon fertig angezogen?“

„Nein, Mutter, ich höre ihn noch mit seinem Kragenknöpfchen sprechen.“
(Die Woche.)

*

„Hallo“, sagte der Gast zur Kellnerin, „was ist hier eigentlich los? Warum schauen denn die drei Mädchen durchs Fenster?“

„Ganz im Vertrauen, mein Herr, der Pfannkuchen, den Sie grad gegessen haben, stammt aus der Kochschule von nebenan, und wenn es Ihnen schlecht werden sollte, dann sind die drei Mädchen durchgefallen!“
(Münchener Illustrierte.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. — Fernsprecher:
Sammelnummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.

Eine erfreuliche Mitteilung:

Mit Beginn des neuen Jahrganges werden die Jahresbezugspreise für „Das Werk“ um 10% gesenkt.

Die — nicht zuletzt dank der Werbung unserer langjährigen „Werk“freunde — eingetretene Vergrößerung unseres Leserkreises in den letzten beiden Jahren läßt einen auch von uns seit langem angestrebten Wunsch Wirklichkeit werden:

Die Jahresbezugspreise für „Das Werk“ werden mit Beginn des neuen Jahrganges um 10% gesenkt.

„Das Werk“ kostet ab Januar 1938:

die einfarbige Ausgabe im Jahresbezug	RM. 4,—	(bisher RM. 4,40)
„ zweifarbige „ „ „	5,40	„ „ 6,—
„ „ „ Monatsbezug	0,55	„ „ 0,60

Der Preis für die einfarbige Ausgabe im Monatsbezug bleibt, wie bisher, RM. 0,40 je Heft.

Um den bisherigen Beziehern einen Vergleich zwischen der Qualität der ein- und zweifarbigen Ausgabe zu ermöglichen, sind die Seiten 1 bis 16 der einfarbigen Ausführung des vorliegenden Heftes auf dem Kunstdruckpapier gedruckt, das für die zweifarbige Ausgabe Verwendung findet.

Ein Vergleich mit den übrigen Seiten, insbesondere hinsichtlich der wesentlich besseren Bildwiedergabe, wird sicherlich die Mehrzahl der Bezieher unserer einfarbigen Ausgabe veranlassen, dem Gedanken eines Überganges zur zweifarbigen Ausgabe näherzutreten, vor allem unter Berücksichtigung des nunmehr noch äußerst geringfügigen Preisunterschiedes (beim Übergang vom Einzelbezug der einfarbigen Ausgabe zum Jahresbezug der zweifarbigen Ausgabe nur noch 5 Pf. je Heft).

Jahresbezieher verpflichten sich durch Aufgabe ihrer Bestellung zur Abnahme des vollständigen Jahrganges. Der Bezugspreis ist bei Beginn eines jeden Vierteljahres in vierteljährlichen Raten von RM. 1,— bzw. RM. 1,35 zu entrichten.

Wir sind überzeugt, daß die Herabsetzung der Bezugspreise dem „Werk“ zu dem Stamm langjähriger, zum größten Teil ihm mehr als ein Jahrzehnt treu gebliebener „Werk“freunde eine beträchtliche Anzahl neuer Leser zuführt. Die beste Werbung von Neubeziehern bildet aber immer noch die Empfehlung derer, die „Das Werk“ selbst kennen und schätzen lernten. Die Erfolge der letzten Jahre, die ihren Niederschlag gefunden haben in der Verteilung von zahlreichen Originalradierungen und Holzschnitten, Büchern, Jahres-, Halbjahres- und Vierteljahresfreibezügen, Sammelmappen und Einbanddecken als Werbepremien, sind bester Beweis dafür.

Auch in diesem Jahre haben wir Originalradierungen, Bücher, Freibezüge für „Das Werk“ und Sammelmappen als Werbepremien ausgesetzt. Jeder, der mindestens einen Jahresbezieher bis spätestens zum 20. Dezember 1937 wirbt, hat Anwartschaft auf eine Prämie.

Die bei den Verteilungsstellen aufliegenden Bestelllisten bieten die Möglichkeit, sich als Werber eintragen zu lassen. Probehefte zur Weitergabe an Interessenten können bei den Verteilungsstellen angefordert werden.